

FREIHAFFEN

WIR. HIER. JETZT.



Bienchen & Blümchen



IMPRESSUM

FREIHAFEN

Jugendmagazin für Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084679
Fax: 040-60084681
Mail: mail@freihafen.org
Web: <http://www.freihafen.org>

Herausgeber



Junge Presse Hamburg
Alfred-Wegener-Weg 3
20459 Hamburg
Fon: 040-60084680
Fax: 040-60084681
Mail: mail@jphh.de
Web: <http://www.jphh.de>

Chefredaktion

Christoph Hanssen
Maurice Renck (V.i.S.d.P.)
chefredaktion@freihafen.org

Textchef

Oskar Piegsa

Layout

Jonathan Stöterau
Wolfgang Denzler
grafik@freihafen.org

Titelseite

Jonas Fischer
Jonathan Stöterau
Wolfgang Denzler

Einen besonderen Dank an die Modells:

Marleen Justin
Matthias Mittelberger.

Fotoredaktion

Jennifer Mira Ackermann
Jonathan Stöterau
Lina Brion
Liv Pedersen
Tilman Höffken
Wolfgang Denzler
fotoredaktion@freihafen.org

Öffentlichkeitsarbeit

Jana Kischkat
Jonathan Stöterau
Oskar Piegsa
Wolfgang Denzler
presse@freihafen.org

Internetauftritt

Maurice Renck
Tung Nguyen
webmaster@freihafen.org

Finanzen

Jenny Wolf
finanzen@freihafen.org

Anzeigenbetreuung

Annina Loets
Katharina Rettke
Liv Pedersen
Nina Wienkoop
Sebastian Olényi
Tilman Höffken
anzeigen@freihafen.org

Mitarbeiter (Text/Foto)

Annina Loets (T), Antonia Bauer (T), Jan Kostrzewski (F), Jana Kischkat (T), Jennifer Nausch (T), Johannes Hünig (F), Jonas Fischer (F), Jonathan Stöterau (F), Katharina Rettke (T), Lara Dietrich (T&F), Lina Brion (T&F), Liv Pedersen (F), Malte Hildebrand (T), Oskar Piegsa (T), Redaktion l'oleil des jeunes (T&F), Simon Kerbusk (T), Theresa Kromer (T), Tilman Höffken (T), Vanessa Enders (F)

Hinweise auf externe Bildrechte sind bei den jeweiligen Fotos angegeben.

Erscheinung

10x jährlich

Vertrieb

Behörde für Bildung und Sport der freien und Hansestadt Hamburg

Auflage

20.000 Exemplare

Eigenvertrieb

Katharina Rettke
Svetlana Kanevski
vertrieb@freihafen.org

Druck

v. Stern'sche Druckerei GmbH
Zeppelinstraße 24
21337 Lüneburg

Auslageplätze

An den weiterführenden Schulen Hamburgs, den Universitäten Hamburgs und Lüneburgs, Jugendbildungsstätten und ausgewählten Cafés

Wir danken allen Redakteuren, die sich an FREIHAFEN beteiligen und allen Außenstehenden, die Verständnis für den enormen Zeitaufwand des Projektes gezeigt haben. Außerdem danken wir der Behörde für Bildung und Sport, der SchülerInnenkammer, der Jungen Presse Hamburg e.V. und der Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände Hamburg (AGfJ) für die gute Zusammenarbeit.

Anzeigen

move!
Das SAGA GWG Sportprogramm

Eisbrecher
Das Winterprogramm



Das Winterprogramm liefert gute Gründe, in Bewegung zu bleiben. Jede Woche werden in entspannter Runde Kugeln platziert und Treffer gelandet. Sowohl Könner als auch Anfänger sind herzlich eingeladen! **Boule Halle Hamburg, Langenhörner Chaussee 142, jeden Donnerstag 18.00 – 22.00 Uhr** vom 17.11.05 bis 20.04.06 (Weihnachtspause vom 16.12.05 bis 11.01.06).

Genauere Termine und aktuelle Informationen im Internet unter www.saga-gwg.de

SAGA[®] GWG
Mehr Hamburg

2006 schon was vor?

Hamburgs einziges jugendeigenes Magazin braucht dich.

mitmachen@freihafen.org

HUMMEL HUMMEL

Blümchen und Bienchen“ heißt es auf dem Titelblatt – ausgerechnet im Dezember, wo schon vor Wochen die Temperaturen unter Null stürzten, alle Wespen und Marienkäfer dahingerafft wurden und die Blütenvielfalt bei Pflanzen und Blumen dem matschgrauen Hamburger Winter wich.

Dabei ist unser Titelthema aber gar nicht als Protest gegen die Jahreszeit gemeint. Wir finden es toll, wenn es die Pärchen jetzt wieder zum Glühweinschlürfen auf die Weihnachtsmärkte zieht und alle Welt vom Fest der Liebe redet. Genau das haben wir uns zum Anlass genommen, selber über Liebe nachzudenken.

„Blümchen und Bienchen“ - so haben unsere Kindergärtner uns das mit der Liebe erklärt. Dass es aber auch Blümchen gibt, die lieber Blümchen mögen, während es manches Bienchen zu den Bienchen zieht; dass einige Blümchen und Bienchen gar keine Lust auf Bestäubung haben und wieder andere nicht so recht wissen, wie sie sich zwischen Flora und Fauna verorten sollen – das haben sie uns verschwiegen. Jetzt sind wir fast erwachsen, jetzt fragen wir selber nach.

Apropos erwachsen! Als letzte Station auf dem Weg zum erwachsen werden galt Generationen von deutschen Männern das Ableisten der Wehrpflicht. Seit 2000 werden bei der Bundeswehr allerdings nicht mehr nur Jungen zu Gefreiten, sondern auch Mädchen zu Gefreiten (w). Zwei sehr persönliche, sehr unterschiedliche Erlebnisberichte erzählen davon.

Und dann ist da noch eine Premiere. Sozusagen als Weihnachtsgeschenk an den FREIHAFEN steuert unsere Partnerredaktion von „L’Oeil de Jeunes“ zum ersten Mal einen Artikel zu unserem Titelthema bei und berichtet darin über die Situation von Frauen in ihrem afrikanischen Heimatland Burkina Faso. Bis auch dort lesbischer Elektropunk und weibliche Sumoringer selbstverständlich sind, wird es wohl noch einiges an Emanzipationsarbeit bedürfen.

„Blümchen und Bienchen“ – jaja, und die Babys bringt der Klapperstorch! Viel Spaß mit dem Weihnachtsmann. Und kommt gut nach 2006!

Oskar Piegsa



Fischmarkt

Titel

Als Frau bei der Bundeswehr – 4
Eindrücke einer Musterung – 6
Asexualität - Leben ohne Sex – 8
Junge Lesben in Hamburg – 10
Intersexualität – 12
Emanzipation in Afrika – 14

Millerntor

Sport

Weibliche Sumoringer – 15

Hamburg City

Innerhamburgisches

Die Deutschland-Kampagne – 16

Elbbrücken

Außerhamburgisches

Aus den Pariser Vorstädten – 18

Speicherstadt

Wissen

Über die Liebe – 20
Die Kunstschule Bauhaus – 21
Immer willig, immer frei – 22

Große Freiheit

Kultur

Frauen und Technik – 23
Respekt³ - ein kurzer Rückblick – 24
Nazirock und taube Ohren – 26

Frau Soldat

Antonia Bauer
antonia@freihafen.org

Im Morgengrauen Liegestützen und mit Marschgepäck im Schlamm robben: Christina (25) war eine von vier Offiziersanwärterinnen bei der Bundeswehr. FREIHAFEN hat sie erzählt, was sie in der Kaserne erlebt hat und wie sie als Frau in einer von Männern dominierten Welt zurechtkam. Ein Protokoll.

Fotos: Johannes Hünig



An die Autofahrt zur Kaserne erinnere ich mich noch genau. Während meine Freunde nach dem Abiturstress Partys feierten und in den Urlaub fuhren, war ich unterwegs in die Baden-Württembergische Provinz. Schon nach dem Elbtunnel kamen mir die ersten Zweifel. „Was machst du da eigentlich?“, fragte ich mich.

Erst ein paar Monate vorher wurden die ersten Frauen zum Waffendienst bei der Bundeswehr zugelassen. In meinem letzten Schuljahr hatte ich mich entschieden, Offizier zu werden. Natürlich bin ich mit dieser Idee bei manchen auf Ablehnung gestoßen. „Kampfmaschinen“ war nur ein Kommentar von vielen, die ich zu hören bekam. Aber ich wollte immer gerne eine Führungsrolle übernehmen und junge Menschen ausbilden. Außerdem mein Traum, seit ich als kleines Mädchen in der Autowerkstatt meines Vaters gespielt habe: Einen Panzer steuern.

Angekommen in der Kaserne, lernte ich meine Kameradinnen kennen. Vier Frauen unter achthundert Männern! Wir waren in dem Batallion die ersten weiblichen Soldaten, die eine Ausbildung zum Offizier absolvieren durften. Sonst aber hatten wir wenig gemeinsam und waren allein schon äußerlich völlig unterschiedliche Typen: Ich mit meinen langen blonden Locken, meine Zimmer Nachbarin mit millimeterkurz abrasierten Haaren. Unserem Zimmer sah man nicht an, dass sich hier vier junge Frauen eine Stube teilten. Von Teddybären auf den Betten oder Schminksachen vor

den Spiegeln war keine Spur. Allerdings: Stube statt Zimmer zu sagen, Kamerad für Kollege und Zapfenstreich statt Bettruhe - das musste ich erst lernen.

Aber nicht nur an die Sprache musste ich mich gewöhnen. Es war eine völlig andere Welt, in die ich mich einfügen sollte. Anfangs war es ungewohnt, sich nicht zu schminken, die Haare zu einem strengen Zopf zu binden und keinen Schmuck zu tragen. Mal schnell lässig ein T-Shirt drüberziehen - im Dienst ist das nicht möglich. Steckt man dann erst mal in der Uniform, unterscheidet einen zumindest äußerlich kaum noch etwas von den männlichen Soldaten. Man nimmt in Feldanzug und Stiefeln einen anderen Gang an, man bewegt sich anders, wahrscheinlich auch ein bisschen männlicher. Wenn man seine zivile Kleidung ablegt, hat man das Gefühl, ein anderer Mensch zu werden. Auf ein weibliches Accessoire konnte ich dann aber doch nicht verzichten: Beim ersten offiziellen Antreten stand ich mit Handtasche da. Dass ich die tragen durfte, musste ich vor dem Ausbilder erst durchsetzen. Aber wo sollte denn sonst mein Kleinkram, mein Geldbeutel und Handy hin?!

Handtaschen in der Bundeswehr - man merkte schon, dass Frauen sich in dieser Männerwelt erst noch durchsetzen mussten. Der tarnfarbene Feldanzug, den ich tragen musste, passte mir überhaupt nicht. Die Hosenbeine viel zu lang, das Hemd riesengroß. Ich bin 1,56 Meter klein, für Bundeswehr-Verhältnisse also winzig. Schließlich habe ich

eine maßgeschneiderte Uniform bekommen. Klar, dass der Schnitt nicht besonders weiblich war, denn jahrzehntelang war alles nur auf Männer zugeschnitten worden. Das gilt nicht nur für die Kleidung. Zum Beispiel gibt es für die offiziellen Dienstgrade nicht mal weibliche Bezeichnungen. Eine Gefreite oder Offizierin gibt es nicht. „Gefreiter (w)“ nennt man das dann. Zeit, mein Zuhause zu vermissen, hatte ich am Anfang gar nicht. Morgens weckte uns der Ausbilder um halb fünf mit einem zackigen Schrei, dann schnell duschen und vor dem Frühstück noch Liegestütze auf dem Flur. Danach steht oft Waffendrill auf dem Programm. Oder Geländemarsch mit Gepäck. Die Komplettausrüstung eines Soldaten wiegt

dreißig Kilogramm. Dreißig Kilo! Und die sollte ich, die nie besonders sportlich war, tragen? Natürlich kamen mir dabei auch manchmal Zweifel. Irgendwann saß ich dann draußen im Schlamm und fragte mich: „Warum mache ich das hier eigentlich?“. Wir Frauen waren alle irgendwann mal an dem Punkt, wo wir uns überlegt haben, alles hinzuschmeißen.

In solchen Momenten hat mir die Kameradschaft unter den Soldaten geholfen. Kameradschaft, das ist auch so ein Begriff, den ich erst bei der Bundeswehr gelernt habe. Es ist anders als Freundschaft, vor allem ganz anders als Mädchen-Freundschaften, die ich aus Schulzeiten kannte. Kame-

radschaft ist, wenn man zusammenhält, wenn beim Geländemarsch einer anbietet, einen Teil des Gepäck mitzutragen, auch wenn er selbst erschöpft ist. In solchen Momenten merkst du dann auch ganz schnell, wer dir wirklich hilft und wen das gar nicht interessiert.

Frauen wird ja oft nachgesagt, besonders emotional zu reagieren, auch im Berufsleben. Ich bin natürlich auch nicht aus Stein, habe manchmal schlechte Laune, bin müde oder traurig. Solche Emotionen aber muss man im Dienst bei der Bundeswehr beiseite lassen. Die Eigenschaft, Regeln zu akzeptieren und Entscheidungen einfach hinzunehmen, hat mir bei der Bundeswehr sehr geholfen. Man muss schon mit Hierarchien klar kommen

und darf es nicht persönlich nehmen, wenn man mal ruppig angeschrien wird. In solchen Momenten habe ich mir dann eben vor Augen geführt, dass dieser Drill einem irgendwann während eines Einsatzes die Lebensversicherung sein kann. Meine Zeit bei der Bundeswehr hat mich sehr geprägt, ich bin ernster geworden, wahrscheinlich auch disziplinierter. Nach zwei Jahren stellte ich jedoch fest, dass meine körperliche Kraft für den harten Dienst einfach nicht ausreicht und ich musste den Dienst quittieren. Statt einen Panzer über das Gelände zu steuern, ergreife ich jetzt einen typischen Frauenberuf: Ich möchte Lehrerin werden.

Teddybären auf der Pritsche und Nagellack im Spind? Fehlanzeige





Das Haus, das Verrückte macht

Bei der Musterung im Kreiswehrrersatzamt gilt für junge Männer es eigentlich nur, die Tauglichkeit für Wehr- oder Zivildienst feststellen zu lassen. Die immer gleiche Prozedur aber hat Spuren bei Haus und Personal hinterlassen. Ein Erfahrungsbericht.

Mein Musterungstermin ist um acht Uhr morgens. Ich bin pünktlich. Hinter dem Eingangsportaal des Kreiswehrrersatzamtes in der Sophienterrasse 14 wartet der Pförtner. Als ich meinen Personalausweis vorzeige, klemmt er die Kippe zwischen seine Zähne und streicht meinen Namen aus einer Liste aus. „Anmeldung 2. Stock“, brummt er, dann wendet er sich seiner Zeitschrift zu. Was erwartet mich? Intensive psychologische Tests? Militärisch präzise Organisation? Ein deutsches Amt wie aus dem Bilderbuch? Ich habe keine Ahnung. Kurze Anmeldung im Büro. „Bitte nehmen Sie doch im Wartezimmer Platz“. Auf den Tischen im Wartezimmer liegen statt Bunte oder Stern „Y. – Das Magazin der Bundeswehr“ und „loyal – Das deutsche Wehrmagazin“. Ich blättere zwischen Artikeln über Stealth-Technologie und

Ich füge mich ins System, ich will nach Hause

die Ausbildung des Kommandos Spezialkräfte, warte. Eine Stunde vergeht. Hätte ja gar nicht so früh aufstehen brauchen, denke ich mir.

Dann aber geht es los. Eine junge Frau bringt mich in ein karges Büro und stellt Fragen. Voraussichtlicher Schulabschluss. Leistungskurse. Zahl der Stunden, die ich pro Woche Sport treibe. Bei der Frage nach dem Familienstand (ledig) und Kindern (keine), merke ich kurz an, dass ich 19-jähriger Schüler bin, es folgen dann aber trotzdem auch noch Fragen nach Funkpatent, Kapitänspatent, Segelschein und Kfz-Mechanik-Kenntnissen. „Bei allen diesen Fragen sagen alle immer nein“, erklärt mein Gegenüber freundlich, „aber wir müssen sie stellen.“ Ach so. Immerhin bekomme ich einen Ausdruck mit meinen Angaben in die Hand gedrückt, den ich beim nächsten Gespräch vorzeigen kann. Ich darf das Wartezimmer wechseln, auf der

Zwischentür auf dem Weg dorthin steht „Psychologischer Dienst“. In dieser Abteilung sind alle Türen offen. Man hört im Wartezimmer jedes Gespräch. Auch, wie sich Rainer und seine Kollegin über den Flur ein Gespräch zubrüllen. Das klingt so:

Rainer: Bei mir ist alles blau!

Kollegin (zwei Büros weiter): Du musst oben anrufen!

Rainer: Ich fahre noch mal runter und noch mal rauf!

Kollegin: Rainer?! Nein! Jetzt ist hier die fünf angenommen! Rainer, du hast die fünf angenommen!

Rainer: Bei mir ist alles blau, ich kann gar nichts angenommen haben!

Kollegin: Es steht hier aber, dass du die fünf angenommen hast!

Rainer: Ich fahre noch mal runter und wieder rauf.

Ich werde zu Rainer gerufen, obwohl ich nicht die fünf bin. Bei Rainer ist aber auch nichts blau, das Büro ist grau, vielleicht war es mal weiß. Rainers Haare und sein Schnurrbart sind auch grau, sie waren wohl mal schwarz. Auf dem Schreibtisch steht eine Dose, drinnen kleben Zitronendrops am Rand. Rainer hat ein Schild geschrieben und es auf die Dose geklebt, „Selbstbedienung“ steht da drauf. Mir ist nicht nach Drops. Rainer fragt mich nach meinem voraussichtlichen

„Die scheiß-Warterei hier kotzt mich an!“

Schulabschluss, Familienstand und Kfz-Kennzeichen. Ich wedele mit meinem Ausdruck, das habe ich schließlich alles schon mal gesagt. „Ja, ja“, nickt Rainer, „das müssen wir aber hier noch mal ins System eingeben“. Ach so. Ich füge mich ins System, ich will schließlich nach Hause, fast zwei Stunden bin ich jetzt hier. Also: Ledig, keine Kinder, Abschluss 2006, kein Kapitänspatent.

„Es folgt nun ein Test nach dem Mehrfachauswahlverfahren, besser bekannt als Multiple Choice.“ Rainer sagt das, als ob der Satz aus einer Dienstvorschrift stammt. Er sagt ihn wahrscheinlich jeden Tag immer wieder genau so, und so klingt es auch. Ich denke, ich spreche mit einem Computer. Viele Sätze hier klingen so.

Nach dem Besuch bei Rainer kommt mir zum ersten Mal der Gedanke an den Film „Asterix erobert Rom“ und den Passierschein A38, den Asterix zusammen mit Obelix aus dem „Haus, das Verrückte macht“ holen muss. Die beiden Gallier werden in der seltsamen Behörde vor lauter Formularen, schrägen Prozeduren und bürokratischen Fragen fast verrückt, ehe sie schließlich doch den Passierschein bekommen.

Mein Passierschein A38 heißt zwar Musterungsbescheid, trotzdem fühle ich mich irgendwie in einer ähnlichen Situation. Die psychologischen Tests sind nicht intensiv, die Organisation ist nicht militärisch präzise, es ist hier viel mehr wie im „Haus, das Verrückte macht“. Spätestens als ich beim Sehtest von der Frau im weißen Kittel gefragt werde, ob ich eine Brille trage, zweifle ich etwas an meinem Verstand. Schließlich ist die Brille in meinem Gesicht gut sichtbar und die Frau im weißen Kittel hat mich beim Reinkommen angesehen. Ich sage also: „Wie sie sehen: ja.“ Keine Reaktion, kein Wort, kein Lächeln, sie verzieht keine Miene, macht sorgfältig ein Kreuz auf dem Formular. Ich glaube, sie macht jeden Tag viele Kreuze.

Nach dem Sehtest darf ich wieder warten, in einem neuen Wartezimmer, meinem dritten. „Die Wände können auch nichts dafür, wenn es etwas länger dauert, die Reinigung ist teuer, es sind schließlich auch Ihre Steuergelder“, steht auf einem Zettel neben einem Symbol mit durchgestrichenem Edding. Ich habe keinen Edding zur Hand. Noch ein Wartezimmer später springt ein Leidensgenosse auf und ruft: „Die scheiß-Warterei hier kotzt mich an!“. Dann setzt

er sich wieder hin. Wir gucken ins Leere.

Er kommt vor mir dran, ein Mann mit weißen Haaren und weißem Kittel, wohl der Arzt, sagt mir, dass es für mich wohl noch eine halbe Stunde oder so dauert. Ich könnte aber in die Kantine gehen, das lohne sich bestimmt, die sei sehr schön und günstig.

Die Kantine ist im Keller, im Flur kommt dank Stahltüren und langer, schmaler Gänge echtes Bunker-Feeling auf. Ich drücke die Klinge der Stahltür mit dem Kantinen-Schild runter, abgeschlossen.

Dann öffnet sich die Tür von innen, eine Frau schaut raus, guckt mich an: „Ach so, die Kantine ist heute geschlossen.“ In dem Raum sehe ich Leute essen, die Tür geht zu, ich gehe zurück in mein Wartezimmer. Die Gedanken schweifen ab. „Wir kommen hier nicht mehr raus, Asterix, hier kann uns nicht mal mehr der Zaubertrank helfen.“

Es dauert deutlich länger als eine halbe Stunde. Die Gedanken schweifen ab. „Wir kommen hier nicht mehr raus, Asterix, hier kann uns nicht mal

mehr der Zaubertrank helfen.“

Schließlich kommt doch noch der Arzt. Als erstes ein paar Fragen. Schulabschluss, Sportstunden pro Woche. Es sind wieder die gleichen. Ich wundere mich nicht mehr. Meinen Passierschein A38, meinen Musterungsbescheid, bekomme ich heute nicht. Der Arzt möchte noch eine Kleinigkeit überprüfen lassen, im Bundeswehrkrankenhaus. Also gut, dann aber jetzt nach Hause. „Bitte nehmen sie noch einen Moment im Wartezimmer Platz“. Manchmal steckt der Wahnsinn in einem ganz alltäglichen Satz. Seit sechs Stunden bin ich jetzt im Kreiswehersatzamt, ich höre auf zu fragen, worauf ich warte.

Es kommt ein Abschlussgespräch. Ich erfahre, dass sich der Arzt noch nicht festgelegt hat. Das wusste ich auch schon vorher. Was also gibt es noch zu tun? Einen Fragebogen ins System eingeben, danach darf ich dann gehen, es ist jetzt fast drei Uhr. „Schulabschluss 2006“, sage ich.

Simon Kerbusk
simon@freihafen.org



Fotos: Jan Kostorzewski



Fotos: Lina Brion

Lustlos glücklich

Keine Lust auf Schule, Arbeit, Behördengänge oder Arztbesuche kennt jeder von uns. Und manchmal, nicht allzu oft, haben wir keine Lust auf Sex. FREIHAFEN traf zwei junge Menschen, die niemals sexuelles Verlangen verspüren.

Kati muss sich keine Ausreden mehr einfallen lassen. Niemals heißt es bei ihr, sie habe ihre Tage oder Kopfschmerzen, wenn ihr jeweiliger Partner Sex möchte. Er weiß, worauf er sich eingelassen hat: Kati interessiert sich nicht für Sex, denn sie ist asexuell.

Gut gelaunt und ganz in schwarz sitzt Kati in einem Schaukelstuhl eines Berliner Cafés. Die blonden Haare fallen offen und gewellt über ihre Schulter, der Ausschnitt ist tief. Die 28-jährige lacht ausgelassen, dabei wirft sie ihre Haare zurück. Sie scheint in Flirtlaune. Und tatsächlich: Kati flirtet gern. Sie kennt ihre Reize und setzt diese gezielt ein.

Sobald es jedoch ernst wird und sie beginnt, sich zu verlieben, klärt die Amerikanistik- und Infor-

matikstudentin den Angebeteten über ihre sexuelle Ausrichtung auf. Für Kati ist Liebe etwas, das man auf der emotionalen Ebene auslebt. Dass man zwar mit gegenseitigem Streicheln ausdrückt, ein Zungenkuss oder Berührungen in der Bikinizone sind für sie aber das Äußerste.

Als sie sich ihre Asexualität eingestand, war Kati 20 und kurz vor ihrem Studienbeginn. Sie war die letzte in ihrem Freundeskreis, die noch keine sexuellen Erfahrungen gesammelt hatte. Besonders verwirrte sie, dass sie nicht einmal Lust darauf verspürte. „Im Aufklärungsunter-

richt konnte man sich aussuchen, ob man he-

tero-, homo- oder bisexuell ist. Überall war die sexuelle Komponente in einer Beziehung ganz selbstverständlich.“ Also schien bei ihr etwas nicht zu funktionieren. „Ich dachte, ich wäre die Einzige ohne sexuelle Gefühle für andere.“ Sie zweifelte, ob sie je einen Partner finden würde. Einen, der akzeptierte, dass sie niemals mit ihm schlafen würde. Sie befürchtete, dass dieser den Fehler bei sich suchen und irgendwann Sex wollen würde. Denn zwangsläufig wird auch der Standhafteste zum Skla-

ven seiner Triebe.

Sie fühlte sich als Außenseiterin, vermisste aber eigentlich nichts. „Bei manchen Dingen, zum

Ein Zungenkuss oder Berührungen in der Bikinizone sind für sie das Äußerste

Beispiel Töten, weiß man einfach, dass man sie nicht ausprobieren möchte.“

Im Internet stieß Kati auf die amerikanische Organisation AVEN (Asexuality Visibility and Education Network, Netzwerk für die Sichtbarkeit von und Aufklärung über Asexualität). Sie las, dass es Menschen gibt, die genauso wie sie empfinden. Ihr Empfinden bekam nun einen Namen: Asexualität. Oder auch: Nonlibidoismus. Ihre Verwirrtheit wich einem neuen Selbstbewusstsein. „Ich schöpfte wieder Hoffnung, dass auch ich einen Partner finden würde.“

Das internationale AVEN Netzwerk existiert mittlerweile seit vier Jahren. Gegründet wurde es von dem 22-jährigen asexuellen Amerikaner David Jay. Dieser hatte es satt, als unnormale zu gelten und beschloss, sich dafür stark zu machen, dass die Asexualität als vierte sexuelle Ausrichtung anerkannt wird. Und nicht etwa

als Krankheit oder psychische Störung gilt. Um das zu erreichen, klärt die Organisation in Schulen auf, verteilt Flyer und macht Familienberatungen.

Das deutsche Forum wurde erst im Januar dieses Jahres gegründet, Kati gehört zu den Mitbegründern. Sie sind noch damit beschäftigt, sich zu formieren, doch die Öffentlichkeitsarbeit funktioniert schon gut. Das deutsche Forum wächst viermal so schnell wie das englischsprachige in seiner Anfangsphase.

Doch das Ziel ist noch nicht erreicht: die weltweite Etablierung von AVEN, damit auch asexuelle Madagassen gleichgesinnte Landsleute finden. Wissenschaftler, die ein reges Interesse an der Asexualität gefunden haben, schätzen, dass etwa 1 % der Weltbevölkerung asexuell ist. Bei ihren Geschwistern und Freunden stieß Katis Coming Out auf Verständnis. Von elterlicher Seite wurde es jedoch nicht ernst genommen. Kati durchlebe eine spätpubertäre Phase, sie solle erstmal erwachsen werden, sagten sie. Wenn sie den Richtigen fände, ergebe sich die Lust auf Sex von selbst. Der Richtige kam, die Lust blieb dennoch aus. Die Eltern wunderten sich zwar, aber sie merkten auch, dass ihre Tochter ebenso glücklich wie ein Mensch mit Sexleben ist. Um ausbleibende Enkelkinder von Kati müssen sie sich ohnehin nicht sorgen: Auf jeden Fall möchte Kati Mutter werden, entweder durch künstliche Befruchtung oder Adoption.

Mittlerweile hatte Kati mehrere Beziehungen, darunter auch welche mit Hetero- oder Bisexuellen. Die haben angeblich nicht unter dem sexfreien Leben gelitten und hingenommen, dass sie auch keinen Sex mit anderen haben konnten. „Ich bin ziemlich eifersüchtig“, gesteht Kati.

Michael Scholz (a-)sexuelle Vita verlief indes anders. Lange Zeit war er stets auf der Suche, probierte aus, fragte sich, ob er nicht doch schwul

sei, denn mit Frauen klappte es ja nicht. Mit einer seiner Partnerinnen zeugte er sogar ein Kind.

Die meisten seiner Beziehungen zerbrachen, weil Micha keinen Sex wollte und unfähig war „das Problem beim Namen zu nennen“. Als Micha auf AVEN stieß, empfand der 30-jährige „eine totale Befreiung. Endlich wusste ich, was der Grund für das Chaos war.“ Eine asexuelle Beziehung hatte er noch nicht. Trotzdem ist er glücklich und fühlt sich ohne Einschränkungen männlich.

Die biologische Definition von Asexualität ist übrigens nicht auf den Menschen übertragbar – asexuelle Menschen haben, im Gegensatz zu asexueller Flora und Fauna, ein Geschlecht. Die Zweifler „können ja mal gucken“, lacht Kati vergnügt. Das einzige, was Asexuellen fehlt, ist die Lust am Sex.

Sie wird weder unterdrückt noch verdrängt. Somit ist Asexualität auch nicht mit freiwilligem Zölibat oder Frigidität zu verwechseln. Auch ist niemand asexuell, der ein unfreiwillig sexfreies Leben führt.

Warum ein Mensch asexuell ist, ist ebenso ungeklärt wie die Gründe für Homo-, Bi- oder Heterosexualität.

Fest steht, dass viele Asexuelle auch ein Kribbeln, Schmetterlinge im Bauch oder das Verlangen, von ihrem Partner berührt zu werden, verspüren. Dabei gibt es wahrscheinlich genauso viele Grenzen, wie es Asexuelle gibt.

Die Libido fehlt allerdings nicht allen gänzlich. Es gibt solche, die sich selbst befriedigen, sich aber vor dem Geschlechtsakt als solchen ekeln - oder einfach keine Lust darauf verspüren. Man kann überdies zwischen homo-, bi- und hetero-Asexuellen differenzieren. „Es macht für mich einen Unterschied, ob ein Mann oder eine Frau neben mir liegt.“, erklärt Kati.

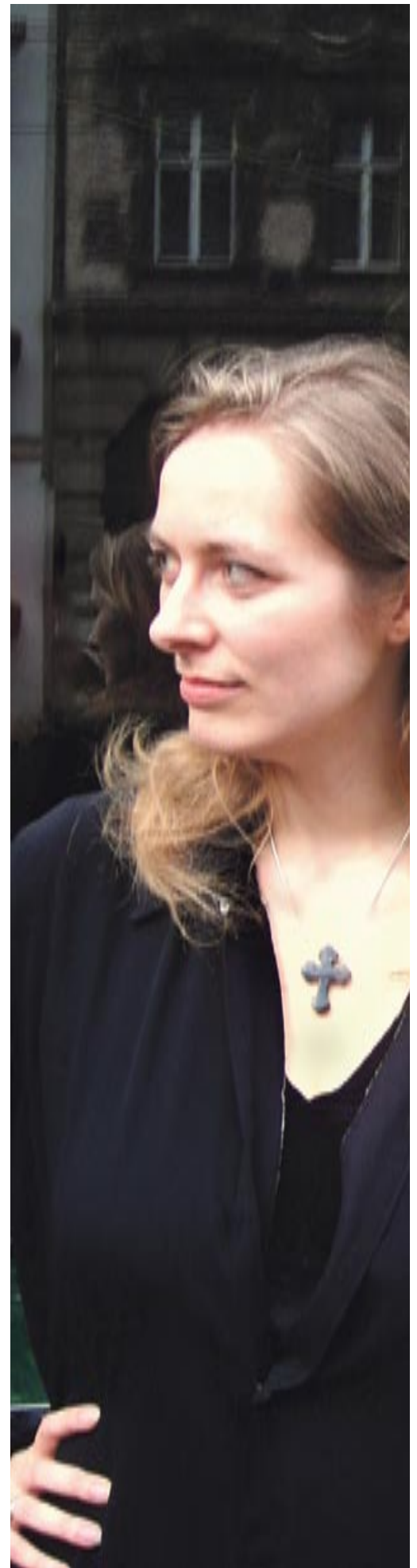
Ferner gibt es Asexuelle, die genervt von unserer sexualisierten Gesellschaft sind. Der Anblick bestimmter Plakate oder Filme stößt sie ab. Kati fallen sie gar nicht so auf. „Ein Hungeriger sieht die ganze Zeit Restaurants, wenn er durch die Stadt läuft, einer, der nicht hungrig ist, sieht andere Dinge. So nehme ich die Übersexualisierung gar nicht so extrem wahr.“

Die Frage, ob sie sich wünschen würden, Spaß am Sex zu empfinden, wenn eine gute Fee vorbei käme, verneinen Kati und Micha.

„Jetzt, wo ich AVEN gefunden habe sowieso nicht mehr, da ich genau die selben Chancen habe, einen Partner zu finden, wie andere auch. Vorher wahrscheinlich auch nicht, weil ich mich wohl fühle, so wie ich bin. Die Asexualität gehört zu mir.“, erklärt Kati.

Warum ein Mensch asexuell ist, ist ebenso ungeklärt wie die Gründe für Homo-, Bi- oder Heterosexualität

Jana Kischkat
jana@freihafen.org



Lieber wild und lebensfroh

Annina Loets

annina@freihafen.org

Die Haare sind meist ab, kurz, oft ganz kurz. Mal Pony und Pagenkopf, mal Igel und Irokese. Joseline mit ihren langen, blonden Haaren sticht da fast heraus. Die Gruppe junger Frauen sitzt beieinander an dem Holztisch einer gemütlichen Küche. Weintrauben verschwinden in Frauenmündern und kommen als Gesprächsfetzen

wieder heraus. Das Wochenende ist Thema. Und wer noch kommt. Die Räumlichkeiten des Zentrums sind warm und einladend. Wer sie betritt, steht mitten in einem heimeligen Wohnzimmer mit kuscheliger Ikea-Sofa-Ecke. Vier Zimmer gibt es insgesamt. Plus Küche und Klo. In einem abtrennbaren Raum stehen ein Kickertisch, ein gigantischer Fernseher

und in der Ecke ein Boxsack auf dem Boden. Jede Wand ist mit Sprüchen, Veranstaltungshinweisen, Postern und Zeitungsartikeln behängt. Das „Aimée & Jaguar“ - Filmposter mit dem Untertitel „Eine Liebe größer als der Tod“, die kecke Anmerkung „Lieber wild und lebensfroh, als normal und hetero“ – handschriftlich unter eine Pipi Langstrumpf Fotografie gesetzt – selbst die WG-Anzeigen am schwarzen Brett, die einen Mitbewohner suchen, der auch gerne „schwul lesbisch oder transgender sein darf“: sie alle machen Mut. „Du bist nicht allein“ und „Hier kannst du was erleben“ heißen die Botschaften.

Die Mädchen kommen gern. Besonders zum JungLesben Treff montags und dienstags, wenn die Räume allein für die unter 25jährigen geöffnet sind. „Das JuLe ist der Ort, der meine völlig verschiedenen Freundinnen verbindet. Mädchen, die sich sonst nur an völlig verschiedenen Orten treffen könnten“, erklärt die 19jährige Larissa. Hier können sie offen sein. Alle fühlen ähnlich, alle lieben Frauen. Es gibt Bücher und Filme, die die gesamte Bandbreite lesbischen Lebens aufgreifen. Im Alltag unserer Gesellschaft dagegen kommt das Lesbischessein nur selten vor. Beim Blättern durch eine Zeitschrift beispielsweise, tauchen nur „Die sieben goldenen Regeln, wie man einen Mann gewinnt“ auf und im Biologieunterricht wird erklärt, dass mit der Pubertät das Interesse für das andere Geschlecht wächst. Diesem eingeschränkten Blick auf die Welt als Homosexueller entgegen arbeitet der JungLesben-Treff. Hier gibt es Filme, in denen sie am Ende Sie kriegt, und sonntags wird die amerikanische Lesben Soap „L-World“ gezeigt. „Da fiebert man ganz anders mit, das ist mal was anderes, als immer nur Hetero-Romanzen zu sehen.“, erläutert Mirja Thieme (22), Vorstandmitglied beim Magnus Hirschfeld Centrum, das die zweite große Anlaufstelle für Homosexuelle in Hamburg darstellt. Umso bedeutender ist die Entwicklung, dass Homosexualität auch im deutschen Fernsehen auftaucht und dass Prominente, wie Klaus Wowereit oder Lucy von den No Angels, sich öffentlich outen. Das schafft Normalität und Idole für junge Lesben und Schwule. Die Mädchen von „Intervention“, wollen aber mehr: Es geht ihnen darum, dass niemand von Anfang an davon ausgeht, dass eine Person hetero, Mann oder Frau ist. „Man sollte sich nicht zu outen brauchen“, meint Larissa. Niemand dürfe auf ein Geschlecht oder eine Sexualität beschränkt werden. Ich verliebe mich schließlich in einen Menschen, nicht in ein Geschlecht!“ „Es wäre auch wichtig, dass das Verständnis für alle Lebensformen schon im Kindergarten vermittelt wird“, ergänzt Anja. Es



Foto: Vanessa Enders

Dass es auch junge Lesben in Hamburg gibt, würde keiner ernsthaft bestreiten. Was sie aber tun, wo sie sich treffen und was sie sich für die Zukunft wünschen, wissen nur wenige. FREIHAFEN hat eine Gruppe junger Lesben besucht, um mehr zu erfahren.

könnten zum Beispiel neben Papa und Mama noch die Tante Tanja im Kinderbuch vorkommen, die „ihrer Freundin einen Kuss gibt“. Die Mädchen lachen, stehen auf und beschließen zu kickern. Während der kleine Ball in rasantem Tempo von Tor zu Tor saust, erzählen sie mehr über den Verein.

„Intervention“ gibt es schon seit 1982. Die räumlichen Möglichkeiten, politische Positionen zu entwickeln, diskutieren und im Idealfall auch zu verwirklichen, stehen den jungen Lesben jedoch erst seit 1993 zur Verfügung. Die Beratungs- und Betreuungsangebote und die lesbenspezifischen Freizeitaktionen, wie z.B. das Aufnehmen einer eigenen CD oder die Teilnahme an Video-Workshops, nahmen allein im letzten Jahr 298 junge Lesben war. Die Behörde für Soziales und Familie (BSF) fördert den Verein, da dieser bedeutsame Anteile an der Jugendarbeit in der Homo-Szene leistet. Fördermittel, die jedoch ständigen Kürzungen unterliegen. So kürzte die Stadt allein im Jahr 2002, zusammen mit dem Regierungswechsel, die Mittel um ca. 42%. Ca. 36 Stunden bezahlte Arbeit die Woche gewährt die Behörde, weniger als eine volle Stelle. Von einem Verein werde erwartet, dass er auch ohne Förderung läuft, erklärt Oliver Klessmann vom Pressereferat der BSF. Dass die „politische Couleur“ der Regierung eine Rolle bei der Verteilung der Gelder spielt, sei aber klar. Ohne ehrenamtliches Engagement und Spendenzuwendungen jedoch könnte diese Art der Jugendarbeit nicht geleistet werden.

Einwurf beim Kickern. Die Umsetzung ihrer politischen Ideen ist Thema. Nicht auf „Demos in lila Latzhosen“, wie das Auftreten der Frauenbewegung in der Öffentlichkeit oft verspottet wird, wollen sie setzen, sondern auf „etwas Neues“: Wir haben unseren eigenen Stil!“ verdeutlicht Maike. Was sie damit meint, weiß sie nicht. Dass, obwohl es diese Unterschiede gibt, die älteren Frauen im Verein die Entwicklung eines solchen Stils unterstützen, ist ihr aber bewusst. Es ist schon interessant, festzustellen, dass gerade erwachsene Frauen einen Großteil der Szene ausmachen, in der sich die jungen Lesben bewegen. So gehören die älteren Lesben auf Frauenpartys zum Stammklientel. Auch zu der eigens von den JungLesben organisierten Frauenparty sind Frauen aller Altersgruppen eingeladen. Schließlich soll Geld für den Verein erwirtschaftet werden, was vor allem gelingt, wenn möglichst viele Frauen kommen. „Den Älteren kann man auch höhere Eintrittspreise zumuten“, erklärt Bea, eine der drei Frauen, die sich die von der Stadt bezahlte Stelle teilen und bei der die Fäden des Vereins zusammen laufen. Wirklich glücklich scheinen

die JungLesben jedoch nicht mit dem Entschluss. „Da sind einfach viel zu viele Alte“ findet Larissa. „Solche, die sich jung geblieben fühlen“, lacht Anja. Eine eigene Szene haben die JungLesben in Hamburg nicht. Denn die gemischtgeschlechtlichen „Les-Bi-Schwulen“ Partys, die vor allem von Jugendlichen besucht werden, wie z.B. die „Gay Factory“

in der Fabrik, stellen für sie keine Alternative dar. Sie wollen reine Frauenpartys, ohne Techno und „aufgestylte Tussis“ – und nur für Jugendliche. Bis dahin bleibt das JuLe für sie die erste Anlaufstelle.

*JungLesbenTreff - Intervention e.V.
Glashüttenstraße 2, dienstags 18 – 20 Uhr*

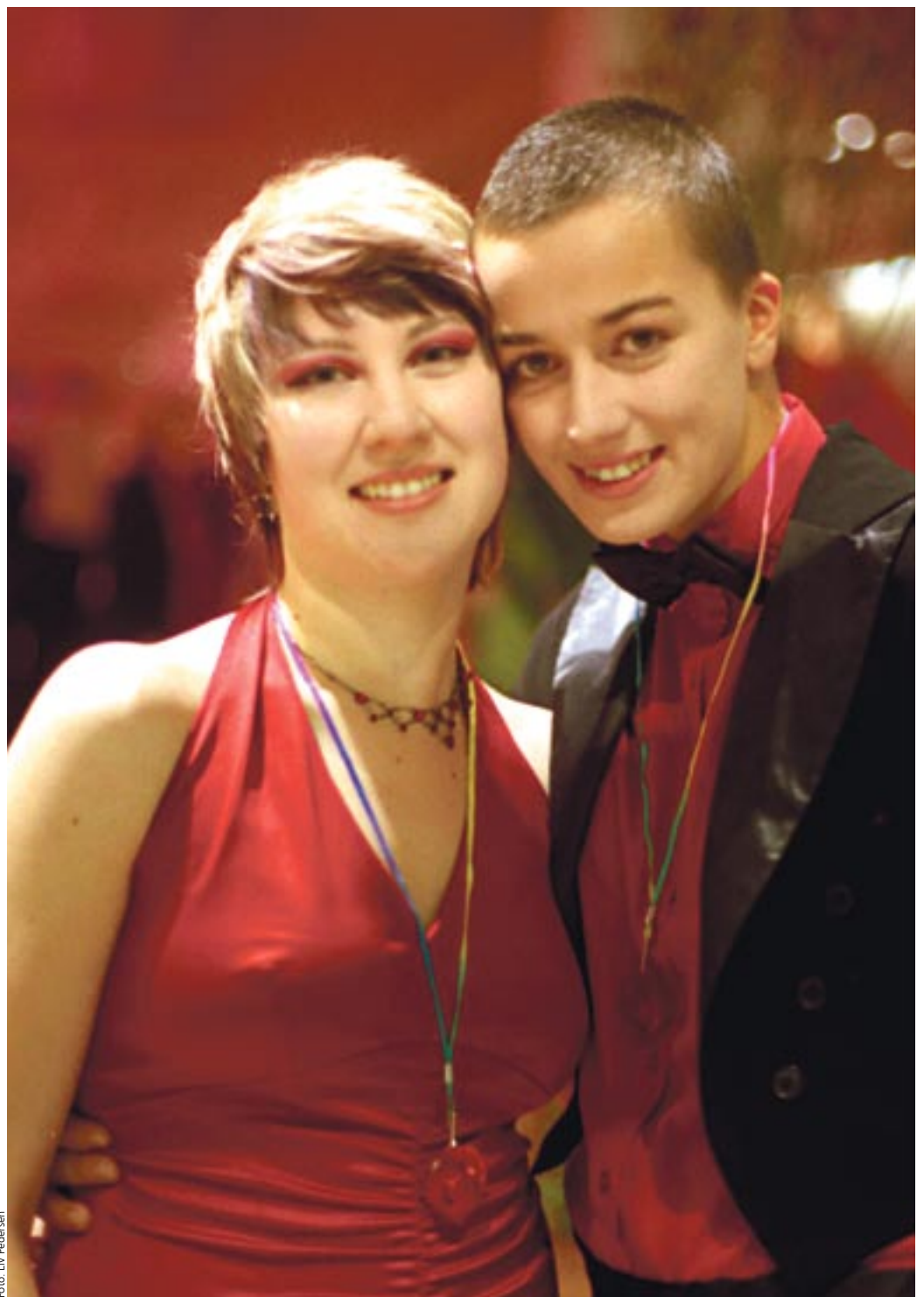


Foto: Liv Pedersen

Das dritte Geschlecht

„Ach Zwitter meinen Sie! So wie bei den Regenwürmern! Da gucken sie doch am besten mal in der Psychiatrie, oder?“ – Die Krankenschwester im UKE wirkt immer noch nicht so, als wüsste sie wovon sie redet. Anscheinend kann sie mit meiner Frage nach dem Weg zur „Forschungsgruppe Intersex“ nichts anfangen. Damit ist sie in guter Gesellschaft: Nur wenige Menschen wissen, was es mit dem Begriff der Intersexualität auf sich hat.



Dabei leben 80.000 bis 100.000 Intersexuelle allein in Deutschland. Sie verstoßen von Geburt an gegen ein ungeschriebenes „Normalitätsgebot“ – Intersexualität ist weder in der deutschen Sprache, noch in deutschen Gesetzen vorgesehen. Denn während unsere Gesellschaft zwischen zwei Geschlechtern unterscheidet, haben Intersexuelle kein eindeutig männliches oder weibliches Geschlecht.

Experten unterscheiden ca. 20 Formen mit höchst verschiedenen Ausprägungen und Ursachen. Selbst Mediziner tun sich schwer mit einer eindeutigen Definition des Phänomens. Intersexualität, also Zwischengeschlechtlichkeit, ist dabei zu verstehen als ein Sammelbegriff für verschiedene Abweichungen zwischen chromosomalem, gonadalem (die Keimdrüsen betreffend) innerem und äußerem Geschlecht. Intersexualität kann bedingt sein durch Chromosomenaberrationen (Abweichungen von der normalen Chromosomenbeschaffenheit bzw. Anzahl und Art, wie zum Beispiel beim so genannten „Klinefeltersyndrom“ mit einem zusätzlichen X-Chromosom). Auch andere vererbte Gendefekte können zu Veränderungen des Hormonhaushaltes führen, so dass der Phänotyp (die äußere Erscheinung) mit dem Genotyp (dem genetischen Geschlecht) nicht übereinstimmt. Auch Mutationen können zu derartigen Abweichungen führen. Nicht selten sind schwere Identitätskrisen die Folge, die nervenärztliche und gegebenenfalls auch chirurgische Behandlung erfordern.

Die Tabuisierung von Intersexualität zeigt, wie erbarmungslos die Selbstschutzreflexe einer Gesellschaft sind, die ihr Bild von Normalität gefährdet sieht.

In den 60er Jahren veröffentlichte der Sexualforscher John Money eine - schon damals höchst spekulative - Arbeit über sexuelle Identität. Anhand der Beobachtung des nicht intersexuellen David Reimer, der zum Mädchen

Foto: Kéris Belli

umoperiert wurde, glaubte Money beweisen zu können, dass lediglich die Erziehung für die Prägung geschlechtlicher Identität verantwortlich sei, nicht aber die Erbmaterialien. Moneys Theorie wurde von der Frauenbewegung der 60er Jahre dankbar aufgenommen und verbreitet: „Als Frau wird man nicht geboren, zur Frau wird man gemacht“, hieß es damals frei nach Simone de Beauvoir. Zeitgleich ermöglichte es der medizinische Fortschritt, durch hormonelle und operative Behandlungen, Geschlechtsumwandlungen vorzunehmen. Diese neuen Möglichkeiten hielt man auch für die Lösung des Problems Intersexualität. Wie willkürlich die operative Geschlechtszuordnung war, entlarvt der zynische Kommentar eines Mediziners: „It’s easier to make a hole than a pole.“ – Intersexuelle wurden allein auf Grund praktischer Machbarkeit im Regelfall zu Mädchen operiert.

In ihrem Buch „Leben zwischen den Geschlechtern“ schildert die Wissenschaftsjournalistin Ulla Fröhling diese medizinische Praxis: Ärzte entfernten, häufig ohne medizinischen Grund, Anzeichen geschlechtlicher Zweideutigkeit. Manchmal sogar ohne die Eltern Unnatürlich große Kitzler wurden entfernt oder verkleinert, Neovaginen geformt und schmerzhaft geweitet. Die sexuelle Empfindsamkeit ging verloren; die neu geschaffenen Vaginen waren zwar biolo-

gisch nicht notwendig, dafür aber ein Garant für andere Gefühle: Schmerzen.

In den meisten Fällen wurde die Hoffnung, mit diesen Eingriffen Intersexuellen das Leben zu vereinfachen und ihnen soziale Isolation zu ersparen, enttäuscht: ihre Körper ließen sich nichts vormachen. Manche fühlten sich als Frau, andere als Mann, wieder andere als etwas Drittes. In den Gesprächen, die Fröhling mit Intersexuellen führte, berichten diese immer wieder, sie hätten frühzeitig gespürt, dass sie anders sind als andere Menschen. Doch ihre Zweifel wurden ihnen allzu oft ausgeredet und für Hirngespinnste erklärt.

Auch auf Seiten der Medizin gab es wenig Sensibilität: viele Intersexuelle schildern ein ähnliches, demütigendes Prozedere, bei dem ganze Horden von Ärzten und Studenten zur Peepshow an ihren Betten erschienen. Jeder wollte einmal einen Blick unter die Decke werfen. Ein Intersexueller stieß auf der Suche nach Informationen in medizinischen Fachbüchern sogar auf Fotos von sich - mit schwarzem Balken über den Augen und Detailaufnahmen seines Geschlechts.

Erst „Middlesex“, der 2003 erschienene und mit dem Pulitzerpreis ausgezeichnete Bestseller von Jeffrey Eugenides, änderte die Situation. Durch den Roman wurde zum ersten Mal ein breites Publikum auf die Gefühle und Probleme einer Intersexuellen aufmerksam ge-

macht.

Während sich heute die Forschungsgruppe im UKE dem Phänomen Intersexualität medizinisch seriös nähert, bilden Selbsthilfegruppen wie die „XY Frauen“ in Hamburg ein Forum für Austausch und Aufklärung. Sie bieten Eltern

intersexueller Kinder medizinische und psychologische Beratung, ermutigen Betroffene zu einem ehrlichen Umgang mit sich selbst und versuchen die Fehler der Vergangenheit für die Zukunft zu vermeiden.

Berichte derjenigen, die selbstbewusst mit ihrer Besonderheit umgehen, lassen ahnen, wie ein aufgeklärter und emanzipierter Umgang mit Intersexuellen aussehen kann.

Durch die Recherche sensibilisiert, bin ich auf eine Bekannte mit vielen Indizien für Intersexualität aufmerksam geworden. Der Gedanke, sie darauf anzusprechen, erscheint mir undenkbar und die Gefahr, Wunden aufzureißen, zu groß. Erst jetzt ist mir bewusst geworden, wie lang der Weg ist, den Intersexuelle noch vor sich haben.

Internetseite der „XY Frauen“: <http://www.xy-frauen.de/>

Ulla Fröhling: „Leben zwischen den Geschlechtern.“ 240 Seiten, EUR 14,90 ISBN 3861532905

„It’s easier to make a hole than a pole.“

Foto: Roz Mortimer



Malte Hildebrand
malteh@freihafen.org



Fotos: Redaktion „l'oeil des jeunes“



Burkina Faso – der Kampf um die Rechte der Frau

Die Frau in Burkina Faso befindet sich heute, wie ihre afrikanischen Mitschwestern, in einer Gesellschaft zwischen der westlichen und der afrikanischen Kultur, die weder mit der Moderne noch mit der Tradition im Einklang steht. Sie schweigt nicht länger, setzt sich über gesellschaftliche Verbote hinweg und fordert ihr Recht: Die Emanzipation der Frau.

Das Problem der Frauen in Burkina Faso und auf dem gesamten afrikanischen Kontinent ist ein kulturelles. Denn schon die Erziehung der Mädchen ist allein darauf ausgerichtet, sie auf ihre Rolle als Hausfrau, dem Ehemann untergeordnet, vorzubereiten. Und so kommt es zu dem täglichen Dilemma, dass die Beziehungen zwischen Männern und Frauen in diesem kleinen armen Land mit seinen 13 Millionen Einwohnern kennzeichnet.

Trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit der Frauen (52% der Bevölkerung) wird dem Großteil der weiblichen Bevölkerung die schulische Bildung vorenthalten. Nur 8% der eingeschulten Kinder sind Mädchen, von denen wiederum nur 2% den Hochschulabschluss erreichen. Ganz zu schweigen von der geringen Anzahl der Frauen, die tatsächlich eine Anstellung finden. Diese Benachteiligung der Frau, die sich auch in den Beziehungen der Frauen zu ihren Männern widerspiegelt, trägt letztlich auch dazu bei, dass das Land zu den ärmsten Ländern der Welt gehört (Platz 174 von 176 Ländern).

Um die Formen der Schwierigkeiten zwischen den Geschlechtern zu verstehen, müssen wir festhalten, dass die Frau in der afrikanischen Gesellschaft generell an zweiter Stelle hinter dem Mann steht und dass man die Frau in Burkina Faso weniger nach ihrer Persönlichkeit sondern vielmehr nach

den Äußerlichkeiten ihres Privatlebens beurteilt. Zum Beispiel wird den gebildeten Frauen nachgesagt, dass sie es an Gehorsam und Respekt gegenüber ihrem Ehemann fehlen lassen und zu Hause die Führung übernehmen wollen. Künstlerinnen dagegen seien untreu – ein Umstand, den die afrikanischen Männer fürchten wie die Pest. Außerdem werden allein lebende Frauen für rebellisch, freiheitsliebend und daher nicht handhabbar gehalten und von den Männern nur als Geliebte („Zweites Büro“) akzeptiert.

80% dieser allein stehenden Frauen wurden zuvor aus der Gesellschaft ausgestoßen, sei es, weil sie ein nicht eheliches Kind bekommen haben, oder sei es, weil sie sich einer von der Familie geplanten Zwangsheirat widersetzt haben. Sehr viel seltener ist der Fall einer Frau, die allein lebt, weil sie sich ganz ihrem Studium oder ihrem Beruf gewidmet hat. Im Gegensatz dazu wird ein allein lebender Mann positiv bewertet – eine reife und verantwortungsbewusste Persönlichkeit, noch auf der Suche nach der richtigen Frau. Und je nach seiner religiösen Ausrichtung kann er sogar in Polygamie leben.

Im Prinzip lassen sich fünf verschiedene Arten von Verbindungen zwischen Frauen und Männern in Burkina Faso unterscheiden: ein formelles oder

informelles Konkubinat (entspricht einer nicht ehelichen Lebensgemeinschaft) oder eine der drei Formen der Ehe: religiös, zivil oder traditionell. Dabei meint ein informelles Konkubinat eine Verbindung, die gesellschaftlich nicht anerkannt ist, beispielsweise weil Tradition oder Religion einer solchen Beziehung entgegenstehen. Ein formelles Konkubinat ist dagegen meistens die Folge einer unbeabsichtigten Schwangerschaft, bei der die Familie der Frau durchsetzt, dass die Frau gezwungenermaßen beim Vater des Kindes lebt.

Betrachtet man insgesamt die derzeitige Situation in unserem Land, in dem langsam die Moderne Fuß fasst und auch die Regierung durch die Gründung des Ministeriums für Frauenförderung versucht, die Frauen am Kampf gegen die Armut zu beteiligen, so gibt es für die burkinischen Frauen derzeit nur ein großes Ziel: sich in der Gesellschaft

Alleinlebende Frauen werden von Männern nur als Geliebte akzeptiert

immer mehr gegenüber den Männern zu behaupten. Und so sieht man überall in den Städten und Dörfern große Bemühungen, nach und nach die Lebensbedingungen der Frauen zu verbessern. Eine schöne Vision und wichtige Aufgabe für die Zukunft.

Shinsei – der heilige Ring

Katharina Rettke
katharina@freihafen.org

Sumoringen soll ein Männersport sein? - Weit gefehlt! Rund die Hälfte der deutschen Sumoringer sind weiblich, eine von ihnen ist sogar Weltmeisterin!

Es gibt Menschen, die sagen immer noch: Sport ist Männersache. Tatsächlich gibt es immer noch viele Sportarten, in denen nur die Männer um den Sieg kämpfen. So sucht man im Motorsport vergebens das weibliche Pendant zu Michael Schumacher. Oder bei diesem japanischen Volks-Kampfsport: Sumoringen. Doch - Halt Stopp! Da war doch was! Denn Sumoringen ist, wenn auch in Deutschland nur in der Amateurklasse, ebenso ein Frauensport, der eine lange Geschichte aufweisen kann. Im Jahre 720, also weit vor der Emanzipation der Frau in unserer Gesellschaft, fand bereits der erste Ringkampf statt. Selbst eine Nonne hat ihr Glück schon beim Kräfteressen, welches das Synonym für Sumo ist, versucht: 1594 gab es laut Geschichtsbüchern

einen Kampf zwischen ihr und einer großen Sumotori. Die Nonne gewann.

Den ersten richtigen Frauen-Schau-Sumo, auch misemono onna zumo genannt, gab es allerdings erst 1774. Keine 100 Jahre später, 1873, wurde der Sport für die Frauen schon wieder verboten. Ende der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts war der Sport kaum mehr zu beobachten. Doch seit 1997 dürfen Frauen offiziell als Sumotori agieren. Offiziell, das heißt allerdings nur in der Amateurklasse. Denn die Profiligen sind ausschließlich den Männern vorbehalten. Doch wenn die Damen - das Wort wirkt eigentlich zu adrett für die von 65 bis 140 Kilogramm schweren Kämpferinnen

- im Amateurbereich gegenseitig versuchen, sich aus dem Ring zu stoßen, geht es ordentlich zur Sache.

„Der Sumosport steckt“, so Lars Becker, deutscher Vize-Meister im Sumo-Ringen, „in Deutschland noch in den Kinderschuhen. Deshalb sind viele Profis Quereinsteiger. Ringer etwa haben es leicht, weil die Techniken sehr ähnlich sind.“

Eine Quereinsteigerin ist auch Sandra Köppen. Eine Frau im Sumosport, besser gesagt DIE Frau, denn sie ist die amtierende Weltmeisterin und somit der Stern am deutschen Sumosporthimmel. Auch bei den im Sommer in Duisburg stattfindenden World Games, den Spielen für nichtolympische Disziplinen, stellte die frisch gebackene und schon wieder topt fitte Mutter ihre Qualität unter Beweis und gewann Gold. Bei dem Turnier war sie eine der bekanntesten Sportlerinnen, denn sie ist auch eine ebenso großartige Judoka. Auch wenn die 130 kg schwere Frau - weiß Gott kein ideales Frauenbild unserer Gesellschaft - erst durch den Sumosport bekannt wurde. Judo ist der Sport den sie liebt und lebt. Für das Modeln steht dünn und zart, Sumoringen hingegen wird mit dick und spektakulär in Verbindung gebracht. Daraus

Es ist die pure Freude am fairen Zweikampf, am Sport und natürlich an der japanischen Kultur

schließt Köppen bessere Vermarktungschancen, wobei die Absichten am Sport allerdings

auf der Strecke bleiben. Denn TV-Sendungen luden sie bereits als Vorzeige-Schwer- bzw. Übergewicht ein. „Die Tatsache, dass auch Schwere sich bewegen, Sport treiben und Höchstleistungen bringen können, das wolle am Ende dann doch keiner hören“, meint Köppen. Diese Einstellung ist aber nur gegenüber Frauen zu sehen, denn „fette“ Männer im Kampfsport gehören für den Zuschauer einfach dazu. Doch Frauen, die im Gegensatz zu ihren Kollegen Gymnastikanzüge tragen dürfen, sind für den einen oder anderen einfach nicht akzeptiert. Dabei ist es auch gar nicht das Ziel der Kämpferinnen sich in der Männerdomäne zu beweisen. Nein: Es ist für sie pure Freude am fairen Zweikampf, am Sport und natürlich an der japanischen Kultur, die allerdings im deutschen Sumoringen keinen großen Ausdruck findet. In Japan, dem Land, in dem die Emanzipation noch nicht so weit wie in der westlichen Welt fortgeschritten ist, sind die ehrenwerten Herren der Sumo-Gesellschaft nicht sonderlich von der weiblichen Konkurrenz beeindruckt. „Sumo ist ein Gottesdienst, es ist wohl in Ordnung wenn es heutzutage noch einen Gesellschaftsbereich gibt, der der Frau nicht zugänglich ist.“ Da Sumoringen jedoch irgendwann einmal Olympische Disziplin werden soll, müssen sie die Frauen weiter dulden, denn das ist die Grundvoraussetzung für die Teilnahme. Millionäre und Profis sind allerdings nur die Männer. Also wird wohl erst einmal doch nichts aus dem weiblichen Sumopendant zu Schumi.



Foto: Movienet Film GmbH

Sind wir nicht alle ein bisschen Deutschland?

Jennifer Nausch
jenni@freihafen.org

Jeder kennt sie. Alle reden darüber. Viele reagieren schon, wenn sie „Du bist...“ hören allergisch – die Deutschland-Kampagne. Eine Polemik über die bundesweite Imageuche

Der Vielfältigkeit meiner Person bin ich mir schon seit Langem bewusst. Ich bin nicht nur eine junge Frau, sondern gleichzeitig Studentin, Redakteurin, Einzelkind und Single, nicht zu vergessen Hamburgerin. Das ist eine Menge und bei weitem noch nicht alles. Wenn ich wollte, könnte ich das Spiel beliebig weiter spinnen: Ich bin Cousine, Freundin, Kommilitonin, Altonaerin, Autofahrerin usw. Doch vor Überraschungen ist man anscheinend trotzdem nie gefeit.

Erst vor ein paar Tagen ist mir etwas Merkwürdiges widerfahren. Regengeduscht und in meinem Herbstblues schwimmend, komme ich abends geschafft nach Hause. Während ich auf das Sofa plumpse, schalte ich die Flimmerkiste an und möchte tief eintauchen in das bunte Abendprogramm des Fernsehens. - Depressionen und die Ablenkung davon. - Doch dann geschieht, was mich seither keine Nacht mehr in Ruhe schlafen

lässt...

In dem Moment, in welchem ich die Küche mit ein paar Gummibärchen verlasse und nichts ahnend zu meinem Sofaplatz zurückkehre, ziehen mich scheinbar einige der prominentesten Personen Deutschlands in den Kreis ihrer Aufmerksamkeit.

Xavier Naidoo, Ulrich Wickert, Sandra Maischberger und Co. strahlen mich an, als hätten sie mir ihren Egon-Erich-Kisch-Preis, den Echo oder sonst etwas zu verdanken. Vertrauensvoll sprechen ihre Stimmen zu mir, wie alte Bekannte sind wir schon per „du“. Doch sie schaffen es den Grad meiner Verwunderung noch auf ein Höchstmaß zu treiben, indem sie mir lächelnd an den Kopf knallen: „Du bist Deutschland.“ – Mir bleibt sofort ein Gummibärchen im Hals stecken, das ich erst einmal laut keu-

Dann bin ich nicht nur Rosa Luxemburg, Opel, Marx und Engels und Hartz IV...

chend wieder heraushuste. Bitte was?? Habe ich ein Kapitel in meinem Leben übersprungen und ausgerechnet den wichtigsten Teil verpasst? Wieso sagt mir das erst jetzt jemand? Als Studentin fühle ich mich schon manchmal überfordert. Der Gedanke ein ganzes Land zu sein, sprich 1.000 Quadratkilometer mit 82 Millionen Menschen, treibt mir aber den Schweiß auf die Stirn. Grübelnd sinke ich auf dem Sofa zusammen, um den Schock zu verdauen und frage mich, was hier vor sich geht.

Nachforschend im Internet, stoße ich auf die Homepage der so genannten „Mutmach“-Kampagne, die all jenen, die sich als deutsch bezeichnen oder deutsch fühlen, ihr Land wieder attraktiver und ein Leben innerhalb der Nationalgrenzen schmackhafter machen und all jenen, die sich nicht deutsch fühlen, dazu aufmuntern soll, es doch einfach zu tun.

Auf der Homepage fliegt mir, untermalt von ruhigen Klavierklängen, nicht nur „Du bist Deutschland“ sondern auch abstruse Sätze wie „Du bist Porsche“, „Du bist Beate Uhse“, oder „Du bist Albert Einstein“ um die Ohren. Allmählich hat meine Überraschung der Empörung den Weg geräumt. Ich lebe zwar in Deutschland und bin hier geboren, aber ich lasse mir von niemandem sagen, ich wäre eine Automarke oder gar Albert Einstein. Das geht definitiv zu weit, sei es auch ein gut gemeintes, aber misslungenes Kompliment an meine Intelligenz oder Schnelligkeit.

Weil ich nicht die Einzige bin, die mit „Du bist Deutschland.“-Sätzen konfrontiert wird, frage ich mich, was mit all den Holocaust-Opfern und deren Angehörigen ist. Reichen sich in ihren Köpfen die

Erinnerungen an eine dunkle deutsche Vergangenheit mit einer optimistischen Zukunftsvision die Hand, wenn ein naiv grinsender Olli Kahn im Fernsehen beschwört, wir wären alle ein Teil des Ganzen?

Wie absurd das Ganze ist, merke ich, wenn ich den Gedanken noch weiter verfolge. Dann bin ich nicht nur Rosa Luxemburg, Opel, Marx und Engels und Hartz IV sondern auch Hitler, Goebbels, Bravo und Brigitte, Bayern, Eisbein, Sauerkraut und

Foto: Jonathan Stöterau





Foto: Photocase.de



Foto: aboutpixel.de

Bier?
 Den Menschen Mut machen, um die Wirtschaft anzukurbeln, steht als offizielles Ziel der Kampagne, die von deutschen Medienunternehmen finanziert wird, auf der Homepage. Angesichts des so aufwändig betriebenen Medientrubels stellt sich die Frage: Ist die nationalstolze Schwafelei wenigstens erfolgreich? Stecken wir wieder voller Tatendrang und Motivation? Wo soll deutscher Optimismus und Schwung für die Wirtschaft sprießen und gedeihen, wenn zur gleichen Zeit am obersten Zipfel des Landes, das teuerste Kasperletheater der Zeit stattfindet? Wenn Stoiberle, Schröderle, Merkele und Co. jedem Bürger beim allmorgendlichen Aufschlagen der Zeitung jämmerliche Tränen der Verzweiflung ins Gesicht treiben. Ich bekomme zunehmend den Eindruck, unser Land macht Amerika im negativen Sinne Konkurrenz. -`Deutschland, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.'- Die Regierungsmitglieder können

...sondern auch Hitler, Goebbels, Bravo und Brigitte, Bayern, Eisbein, Sauerkraut und Bier?

nicht nur vorhandenes Vertrauen als gespieltes Misstrauen servieren, sie können auch dort Macht für sich beanspruchen, wo gar keine Macht mehr ist oder ihre Ämter vor Antritt wieder verwerfen. Hier findet eine Politik der Gemütlichkeit statt – sobald es unbequem wird, heißt es: Schwanz einziehen. Während in den oberen Rängen des Staates das Personal-Poker in den Vordergrund rückt, geht es auch turbulent im Volk zu, welches mit Themen wie der steigenden Arbeitslosigkeit, der Pisa-Schock oder Kinderschänderei auf Trab gehalten wird.

Nur eine Sache bleibt von den unbegrenzten Möglichkeiten offensichtlich ausgeschlossen: Die Chance der Zeitungen und Nachrichtensender, gute Neuigkeiten zu verbreiten. Eine mediale Wunde, die inzwischen zu sehr blutet? Möglicherweise liegt genau hier der Nerv der Kampagne verborgen. Das Pflaster für die Wunde? Nur drei Worte.

Fazit: Jeder weiß, das Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit ist längst passé – es gab schon rosigere Zeiten in der Bundesrepublik. Altbun-

deskanzler Ludwig Erhard hat damals über Wirtschaftswachstum gesagt, 50 Prozent der Ökonomie sei Psychologie. Muss man dafür eine existente Wirtschaftskrise extra in eine deutsch-pubertäre Identitätskrise umwandeln? Wer mir sagt, „Du bist Deutschland“, der setzt voraus, dass ich das selbst nicht weiß. Die Aussage ist nicht nur provokativ, indem sie den Angesprochenen ein Gefühl von Unmündigkeit vermittelt, sondern sie ist auch unangebracht. Viele, die damit gefüttert werden, spucken den Deutschlandbrei wieder aus, weil sie sich nicht davon angesprochen fühlen oder fühlen wollen. Meine Frage richtet sich hiermit extra auf ‚kampagnisch‘ an Sie, liebe Medien-Initiatoren: Sind wir nicht alle ein bisschen Deutschland? Für Wachstum brauchen wir niemanden, der uns sagt, wer wir (angeblich) sind. Die mediale Wunde wird weiter bluten. Der Versuch, die unzähligen schlechten Meldungen mit drei Worten zu übertünchen, ist zum Scheitern verurteilt. Man löst zudem keine Wirtschaftskrise über die Flimmerkiste – auch dann nicht, wenn diese mit ihrem bunten Abendprogramm so toll von Depressionen ablenkt.





Fotos: Lara Dietrich

Sonntagsausflug ins Banlieue

Lara Dietrich
lara@freihafen.org

Ende Oktober begannen die Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen und der Polizei in den Vorstädten von Paris. Wer im Zentrum lebt, bekam davon praktisch nichts mit. Um eigene Eindrücke zu gewinnen, fuhren eine Freundin und ich für einen Nachmittag in die Banlieues

Einer von sieben in Paris ist ausländisch, doch wir sind alle Bürger, Bürger von Paris“ leuchtet in mindestens zehn verschiedenen Sprachen mittlerweile auf Werbeflächen in den meisten Teilen der Weltmetropole. Seit Anfang November soll diese „Friede, Freude, Eierkuchen“ - Werbung der Verwaltung von Paris dessen Einwohner an ihre eigentliche Identität erinnern. „Egal woher du kommst, wir haben hier alle die gleichen Rechte“, lautet die verspätete Mitteilung des Staates an seine verloren geglaubten Bürger. Wer sich aus dem vielseitigen Pariser Zentrum jedoch einmal selbst in die „Banlieues“ vor der Stadt begibt, kann den Hass der vielen arbeits- und hoffnungslosen Jugendlichen auf den französischen Staat weit besser nachvollziehen.

Schon im Zug nach Aulnay-sous-Bois, wo die Unruhen Ende Oktober begannen, drehen zwei Polizisten ihre Runde, was selbst im Zusammenhang mit der erhöhten Polizeipräsenz im Zentrum ein ungewöhnliches Erlebnis ist. Angekommen erwartet uns ein Vorort, der mit seiner Normalität und seinem Kleinstadtlair zunächst bizarr langweilig er-

scheint. Erst nach einer Viertelstunde in einem prall gefüllten Bus taucht am Rande des Örtchens das erste verkohlte Lastwagenskelett auf und hässliche und heruntergekommene Hochhäuser ersetzen die ländliche Einfamilienhausarchitektur. Glücklicherweise scheint die Sonne, so dass wir das deprimierende Umfeld quasi mit Weichzeichner aufnehmen können.

Wir steigen am augenscheinlichen Einkaufszentrum aus, in dessen angefaultem Gebäude sich eine Art Markt aufgebaut zu haben scheint. Abgesehen von den vielen mobilen

Ständen, bei denen es zu erschwinglichen Preisen billigen Kleinkrams und - Kindheitserinnerungen kommen auf - noch Tamagochis zu kaufen gibt, ist nur noch ein verrauchtes Sportwettbüro geöffnet, in dessen angegliedertem Café wir nicht eine einzige Frau zu sehen bekommen. An der vernachlässigt aussehenden Anzeigentafel der örtlichen Verwaltung wird seit Anfang November ein renoviertes Einkaufszentrum angekündigt, doch angesichts der

zerstörten Bushaltestellen, der zahlreichen unbeschäftigten Jugendlichen auf der Strasse und den engen Wohnungen, bei denen stets die Wäsche aus dem Fenster hängt, lässt sich die Überzeugungskraft dieses Versprechens bezweifeln.

Seit dem Tod zweier Jungen in Aulnay-sous-Clichy, die dem einzigen Überlebenden nach - von der Polizei verfolgt wurden, weil sie auf verbotenem Gelände Fußball spielten, wurden in Frankreich circa 8000 Fahrzeuge verbrannt. 2700 Jugendliche wurden festgenommen und 600 von ihnen zu Gefängnisstrafen verurteilt. Der Aufruhr

**8000 Fahrzeuge wurden verbrannt und
2700 Jugendliche festgenommen**

breitete sich von Paris aus auf alle größeren Städte Frankreichs aus. Auf dem Höhepunkt der Unruhen wurden Schulen attackiert und öffentliche Busse angezündet, man sprach wahlweise von Revolution oder, wie der französische Innenminister Nicolas Sarkozy, von „Gesindel“ und „Gauern“.

Mittlerweile sieht man nur noch den übrig gebliebenen Dreck und die Scherben auf den Straßen der Vororte. Das Verhalten der meisten Einwohner ist



längst zum Alltag zurückgekehrt. Die älteren unter ihnen sind vor mehr als 30 Jahren als so genannte „erste Einwanderergeneration“ aus den ehemaligen französischen Kolonien nach Frankreich emigriert. Ursprünglich wurden die Banlieues als Ersatz für fehlende Sozialwohnungen im Stadtbereich eingerichtet. Obwohl das viel gelobte französische Integrationskonzept von jeher anstatt auf funktionierenden Multikulturalismus auf völlige Eingliederung der Einwanderer in das staatliche System abzielte, entwickelte sich durch die Einrichtung der Hochhausburgen genau das Gegenteil: In diesem Kontext könnte auch das hässliche Wort „Parallelgesellschaften“ genannt werden. Ähnlich wie in manchen Stadtteilen in England in den 80er Jahren, wurden die Banlieues zu Zentren für ausschließlich Emigranten, welche unter engsten räumlichen Bedingungen und ohne ausreichende Sprachkenntnisse Arbeit und Anerkennung in der französischen Gesellschaft finden sollten. Kriminalität und Gewaltausbrüche wurden zum Alltag und die Spirale der Ausgrenzung drehte sich schneller. Schon lange waren diese Missstände im In- und Ausland bekannt, was nichts daran änderte, dass sich die Situation immer weiter verschlechterte.

„Früher war das hier nicht so“, schimpft die ansonsten sehr freundlich wirkende ältere Dame, als wir sie auf den Zustand des Viertels hin befragen. „Es gab richtige Geschäfte, einen kleinen Supermarkt und eine Schlachterei, sie haben alles kaputt gemacht“. Sie ist 1971 in Paris angekommen. „Meine Kinder arbeiten alle; die hier wollen doch gar nicht arbeiten, die sind doch alle verrückt“, grummelt sie weiter. Sie ist ein Stückchen weiter weggezogen, doch auch ihr Teil des Viertels verwahrlost

immer mehr. Was die Findung von Arbeitsplätzen angeht, so haben die Probleme der Jugendlichen sicherlich nicht nur mit fehlender Motivation zu tun. Anerkannte Forschungsinstitute bestätigten vor kurzem wieder einmal die Tatsache, dass eine nichteuropäische Herkunft einen Nachteil auf dem französischen Arbeitsmarkt darstellt. Afrikanische Jugendliche sind im Durchschnitt zweieinhalb Mal öfter arbeitslos als französische Jugendliche mit demselben Abschluss. Auch die französische Staatsbürgerschaft ändert daran nichts.

Ein kleiner 12-jähriger Junge, der in viel zu dünnem Pulli auf der Strasse herumläuft, versucht ein Gespräch mit uns anzufangen. An den Unruhen ist seiner Meinung nach nur Sarkozy Schuld. Der französische Innenminister hatte mit seinen degradierenden Äußerungen und unglaublichen Drohungen zunächst Empörung in den Medien und im Ausland ausgelöst. Mittlerweile haben Umfragen in Frankreich jedoch gezeigt, dass mehr als die Hälfte der Franzosen Sarkozys Vorgehen während der „Krise in den Vororten“ als angemessen empfanden. Die populistische Strategie des voraussichtlichen Präsidentschaftskandidaten der regierenden konservativen Partei (UMP) bei den kommenden Präsidentschaftswahlen 2007 ist demnach vorerst aufgegangen.

Was mal aus dem Jungen wird, der Schule „total daneben“ findet, weil es dort sowieso immer „viel zu laut ist“, bleibt zunächst ziemlich offen. Denn die vorliegenden Pläne der Regierung zur Verbesserung der Lage sind – freundlich ausgedrückt – ziemlich unausgereift. Nachdem zunächst der dreimonatige Ausnahmezustand ausgerufen wurde, soll sich jetzt alles auf die Hilfe zur Ausbildung und Arbeitsbeschaffung für die Jugendlichen unter 26 in den

Banlieues konzentrieren. In den 750 „sensiblen“ Zonen sollen möglichst alle Betroffenen eine Ausbildung,

ein Praktikum oder einen Arbeitsvertrag vermittelt bekommen. Zum Erreichen dieses Zieles wurde die Altersbegrenzung zum Beginn einer Lehre auf 14 Jahre herabgesetzt, die Anzahl der Stipendien wurde verdreifacht und in den Schulen der Banlieues sollen 5000 neue Stellen eingerichtet werden. Konzepte zur Auflösung der europäischen Version der südafrikanischen Townships gibt es bislang allerdings noch nicht. Dabei ist den meisten Franzosen bewusst, dass nur eine ausgewogene Mischung in Wohngebieten eine wirkliche Chance für die Integration der Einwandererkinder darstellt. Dies bedeutet eindeutig mehr Aufwand, ist aber die einzige Möglichkeit, ausländischen Bürgern das zu ermöglichen, was ihnen bis jetzt erschwert wurde: Wirtschaftlich und sozial unter den gleichen Voraussetzungen wie die Franzosen zu leben.

Als ich und meine Freundin in dem Zug zurück nach Paris sitzen, sind wir beide ein bisschen erleichtert. Ob wir oder die Mehrheit der Franzosen wirklich nachvollziehen können, wie es ist, im Banlieue zu leben, bleibt zu bezweifeln.





Foto: Visjix

Love is everywhere...

Und wieder einmal: Alle kuscheln sich zusammen. Weihnachten, das Fest der Liebe, steht vor der Tür. FREIHAFEN recherchierte: Was steckt überhaupt hinter dem schönsten aller Gefühle?

Glaubt man Platons Worten, dann ist jeder von uns die Hälfte eines einstmals von Zeus entzweiten Kugelmenschen. Der Philosophieschüler von Sokrates glaubte an die ursprüngliche Existenz von drei Geschlechtern. Die weiblichen, männlichen und gemischten Kugelmenschen bestanden angeblich aus runden Körpern mit jeweils zwei Paar Händen und Füßen, einem Kopf mit zwei entgegengesetzten Gesichtern, sowie aus zwei Schamgliedern. Warum trennte Zeus die kugligen Geschöpfe? Weil sie ihm, so heißt es, durch ihre Schnelligkeit und Stärke zu gefährlich wurden.

Die Quintessenz des Ganzen: Laut Platon gehen wir seitdem halb Stark auf zwei Beinen durchs Leben und verbringen unsere Zeit damit, die zweite Hälfte zu finden, um uns wieder mit ihr zu vereinen. Worüber der berühmte griechische Denker damals philosophierte, kann man auf heute übertragen. Frauen, die nach ihrer weiblichen „Hälfte“ suchen, bezeichnen wir als Lesben, Männer als Schwule, suchende „Mischkugelhälften“ als Heteros. Eine romantische Sichtweise. Ewige Liebe erklärt Platon sich durch das Finden der zweiten Hälfte. Doch so romantisch diese Liebesphilosophie dem einen oder anderen

erscheint, so überholt ist sie aus wissenschaftlicher Sicht. An einen Ursprung der Liebe, welcher aus einer früheren Existenz von Kugelmenschen resultiert, glaubt heutzutage ein Wissenschaftler so sehr, wie er daran glaubt, dass Amor uns beim Verlieben mit seinen Pfeilen den Verstand austreibt und der Storch bei der Geburt die Babys in die Wiege legt. Fast jeder kennt es. Herzklopfen, „Schmetterlinge“ im Bauch, die unkontrollierten Gedanken an nichts anderes als die geliebte Person. Ein berauschendes Gefühl und nicht selten der Startschuss für eine Beziehung. Doch was steckt hinter dem Phänomen Liebe. Der Soziologe Niklas Luhmann betrachtet das heiße Thema aus einem theoretisch-kühlen Blickwinkel und misst der Liebe eine ganz neue Bedeutung bei. Welcher auf Wolke Sieben schwebende Mensch bezeichnet Liebe schon als „Kommunikationscode“? Wohl kaum jemand. Nicht verwunderlich, denn Luhmanns Analysen sind speziell. Mehr als die Emotionen untersucht er die Semantik der Liebe. Dazu bedient er sich verschiedener Liebesromane der vergangenen Jahrhunderte und vergleicht frühere mit heutigen Liebesidealen. Ihn interessiert nicht, was wir fühlen, sondern wann wir Liebe wie „kommunizieren“. Das Ergebnis seiner ungewöhnlichen Forschung: Liebe kann nicht geplant, aber von der Gesellschaft beeinflusst werden. Luhmann erscheint die Liebe in der heutigen Zeit als „Validierung der Selbstdarstellung“. Nach dem Motto: Ich liebe, also bin ich. In der Neurobiologie sieht alles ganz anders aus. Die Forscher lassen Liebesemantik und Gefühle weit hinter sich zurück. Moleküle und ihre Rezeptoren sind die Bausteine der Liebe. Der Züricher Neurobiologe Andreas Bartels machte durch Computertomografien, mit Hilfe welcher er die Gehirne 17 verliebter Probanden scannete, Liebe im Kopf sichtbar. „Es sind vor allem Hirnregionen aktiv, die auch auf körpereigene Drogen wie Vasopressin und Oxytocin anspringen – und auch auf künstliche wie Kokain oder Ecstasy.“ erklärt der Forscher. In den aktiven Regionen befinden sich unzählige Andockstellen für die Liebesmoleküle. Nur die Rezeptoren entscheiden, ob eines der Hormone überhaupt andocken kann. Die Partnerwahl liegt in den Händen der Hormone. Dass Liebe blind macht, ist übrigens kein Märchen. Glückshormone, die unseren Körper durchfluten, blockieren die Hirnareale für negative Gefühle und die kritische Beurteilung eines Menschen. Wir wollen immer mehr, ohne zu fragen warum. Das rosarote Brille-Syndrom ist durchaus sinnvoll. So wird die natürliche Distanz zu Personen eingeschränkt. Irgendwo muss der erste Satz eines ‚Beziehungsromans‘ geschrieben werden. Was ist nun aber Liebe? Philosophen und Wissenschaftler machen es uns in dieser Hinsicht nicht leicht, uns zu entscheiden. Doch eines bleibt gewiss: Wer vor lauter Molekülen und Rezeptoren, Kommunikationscodes und halbierten Menschen verwirrt ist, kann sich zur Not immer noch die rosarote Brille aufsetzen und einfach auf Wolke Sieben davon schweben.

Jennifer Nausch
jenni@freihafen.org

Von welchen die auszogen, die Freiheit zu lehren

Theresa Kromer
theresa@freihafen.org

Vor über 80 Jahren gründete eine Gruppe bekannter Künstler in Weimar das Bauhaus. Eine Hand voll Männer und Frauen wollte schon damals die große Freiheit kosten und keinerlei unechte Grenzen akzeptieren.

Im Jahre 1919 gründete Walter Gropius in Weimar das Bauhaus. Eine Kunstschule, die ihren Schülern und Lehrern ermöglichen sollte, völlig aus dem alten Rahmen zu brechen. Doch allein das Überschreiten von Grenzen macht sie noch nicht unbedingt zu etwas Besonderem in der Kunst. Tausende von Künstlern hatten es zu ihrer Lebzeit schwer, Fuß zu fassen und Widerstände zu überwinden. Doch das Bauhaus verbirgt nicht nur eine Kunstrichtung. Schnell entwickelte sich so etwas wie eine politische Idee hinter der Akademie. Die Bauhäusler experimentierten nicht nur mit Farben, Materialien und Formen - diese Lehrer und Studenten spielten Theater, fotografierten, studierten Bewegungen und Abläufe und setzten sich dabei vor allem niemals Schranken. Man könnte meinen, man wäre in einem großen anti-autoritären

Kindergarten gelandet, in dem es drunter und drüber ginge. Ja richtig, die Bauhäusler lebten drauf zu, ohne Vorbehalt. Und trotzdem entwarfen sie die Kunst und das Leben neu. Sozialistische Ideale prägten ihre Arbeit. Kunst und Kunstgegenstände sollten nicht mehr einer kleinen Elite vorenthalten werden. Kunst sollte nicht mehr nur für Akademiker in ihren Wolkenschlössern existieren. Handwerker und Künstler sollten eins werden, die Pole des Arbeiters und des Akademikers sollten zu einem zusammenschmelzen. Und so machte sich das Bauhaus daran, seine Kunst für jedermann zu machen. Die Kunst-Handwerker entwarfen und bauten neben Alltagsgegenständen auch ganze Häuser. Und immer mit dem Gedanken daran, sozial für die breite Masse zu produzieren.

Durch ihren ausgelassenen Lebensstil, die oft völlig neuen Formen ihrer Entwürfe und Bauten und ihren sozialistischen Ansatz, hatten es die Bauhäusler allerdings nie leicht. Immer regte sich Unmut gegen diese fortschrittlichen Geister. In Weimar wurden die Bauhäusler von der übrigen Stadt-Gesellschaft gemieden und behandelt wie Außenseiter. Kleine Kinder wurden gewarnt „Schau da nicht hin, das ist ein Bauhäusler!“, erzählt ein ehemaliger Schüler des Bauhauses in einem Film. Wer mit den Leuten vom Bauhaus sympathisierte, galt zu der damaligen Zeit, genau wie das Bauhaus selbst, als links und internationalistisch. Die ganze Arbeit des Bauhauses schien den aufstrebenden Nationalsozialisten gefährlich zu sein, und so machten sie es ihm immer schwerer zu arbeiten. Von da an begann das quälende Ende des Bauhauses. Arbeits-Etats wurden gekürzt und 1925 musste das Bauhaus in Weimar deshalb schließlich geschlossen werden und zog nach Dessau um. Als 1931 die NSDAP dort die Gemeinderatswahlen gewann, musste das Bauhaus wieder weichen. Zum letzten Mal öffnete es seine Pforten in Berlin. Doch die nationalsozialistische Partei ließ ihnen keine Ruhe. Sie führte Durchsuchungen durch, nahm Bauhäusler fest und beschlagnahmte Kisten mit Materialien und Entwürfen. 1933 kam es zur endgültigen Schließung des Bauhauses durch die Nazis. Was jedoch kaum im Internet zu lesen ist, ist die wahre Geschichte der Schließung. Das Bauhaus hatte schon immer für neue und freie Gedanken gestanden, ließ sich durch keine Instanzen oder

Traditionen darin beirren. Und so beschlossen bereits am Abend vor der Schließung durch die Nazis die Lehrer der Schule in einer Konferenz, den Nationalsozialisten zuvorzukommen und das Bauhaus selbst zu schließen. Erst 1976 öffnete das Bauhaus wieder und fast alle der ehemaligen Bauhäusler sind unterdessen gestorben. Und dennoch zählen die Entwürfe und Stücke der damaligen Freigeister heute zu den berühmtesten und beliebtesten Kunsthandwerks-Stücken von heute.

Der Mut und der leise Widerstand der Bauhäusler von damals haben sich ausgezahlt. Und am Ende gehört die Gruppe der Künstler von damals doch zu denen, die erst nach ihrem Tod zu ihrem verdienten Ruhm kommen. So bleibt die Geschichte des Bauhauses eine des Mutes und der ideellen Freiheit



Foto: Barle - Archiv 45



Foto: Wikimedia Commons

Immer willig, immer frei

Tilman Höffken
tilman@freihafen.org

„Hey du, bleib mal stehen!“ Fragende Blicke im Fahrstuhl. Dann wird es klar: die Stimme kommt aus einem Lautsprecher.

Die Türen öffnen sich und der Blick wird frei auf eine große, rote Liegefläche, wie sie vermutlich in vielen Bordellen zu finden ist. Sie lädt zum Hinlegen ein. Die herzfürmigen, roten Kissen erzählen dazu Geschichten aus der Puffwelt.

Daneben hängt der Brief eines Sklaven an seine Domina, der nur schwerlich als Liebesbrief bezeichnet werden kann. Von dem Wunsch nach Erniedrigung erzählt er: „Führe mich vor und ficke mich öffentlich...“

Geheimste Wünsche und Verlangen; die Prostituierte einfach als „seelischer Müllleimer“ oder Retterin der Ehe: die Ausstellung „Sexarbeit – Prostitution – Lebenswelten und Mythen“ im Museum der Arbeit, zeigt umfangreich den Alltag und das Berufsleben einer Prostituierten. Dabei verstehen ihre Initiatoren sie „als Beitrag zur Enttabuisierung des Themas Prostitution und möchten dazu anregen, auch sexuelle Dienstleistungen als Arbeit anzusehen.“

Hohe Anforderungen an ein Thema, das trotz sexueller Befreiung, Stripper im TV- Mittagsprogramm und halbnackter Körper an jeder Bushaltestelle, noch immer eine allgemeine peinliche Beklemmung auslöst.

„Keiner geht hin, aber jeden trifft man dort“, erklärt daher auch ein Szenekenner passend die Zwiespältigkeit im Sexgewerbe. Und die Zahlen scheinen ihm Recht zu geben, denn täglich nehmen deutschlandweit eine Millionen, hamburgweit immerhin zehntausend Menschen die Dienste im Sex-Business wahr. Nur ein verschwindend geringer Teil der Kunden ist dabei weiblich. So kommt es auch, dass sich allein in Hamburg 4000 Frauen und 1000 Männer prostituieren. In ganz Deutschland sind es etwa 200.000.

Wie ein gelber Faden ziehen sich die Erklärungsschilder durch die ganze Ausstellung. An manchen Punkten verliert sich dieser Faden in zu kleinen Details, die man schwerlich alle behalten kann. Trotzdem stellt die Vielfalt an Informationen sicher, dass das Thema Prostitution, seine

Teilbereiche und natürlich auch die Kundschaft von vielen Seiten beleuchtet wird.

Knallhart widerlegt die Ausstellung dabei die Illusion vom schnellen Geld, von den Mythen der Prostitution und gesellschaftlichen Klischees. Wie man Prostituierte und Bordells danach sieht, bleibt aber jedem selber überlassen. Zumindest aber ist die Ausstellung ein Anfang für eine kontroverse Diskussion über Prostitution, die mehr als nötig erscheint.

Denn Geschichten wie die der drogenabhängigen Mädchen vom Straßenstrich oder der Lebensbericht der Prostituierten Tina Suchy lassen einen nicht nur einmal schlucken. Seit frühester Kindheit ist ihr Leben geprägt von sexueller Misshandlung, Brutalität und Gefühlslosigkeit. Mit 14 wird sie drogensüchtig, weil sie von einem Bekannten „angefixt“ und auf den Straßenstrich geschickt wird.

Eben diese Porträts machen die Ausstellung aus, da sie nicht nur theoretische Fakten zeigt sondern das oft schwere und harte Leben der Frauen. Sie bekämpft das Bild der immer verfügbaren und willigen Frau auf intelligente Weise, ohne sich dabei im Mitleid für die Prostituierten zu verlieren.

Die Ausstellung „Sexarbeit – Prostitution – Lebenswelten und Mythen“ ist noch bis zum 26. März 2006 im Museum der Arbeit (www.museum-der-arbeit.de), Poppenhusenstraße 12, zu sehen.

Foto: Günter Zint - Museum der Arbeit



Thalia erleben

Die faszinierende Welt der Bücher

im Thalia-Buchhaus Spitalerstraße. Hier kannst du immer etwas Neues entdecken und nach Herzenslust stöbern und schmökern.

Thalia-Buchhaus
Spitalerstraße 8 • Tel. 040/485 01-0
E-Mail: thalia.hamburg-spitalertrasse@thalia.de

Das Thalia-Buchhaus
Spitalerstraße
lädt ein!



ZUKUNFTSFORUM FÜR JUNGE MEDIENMACHER EUROPA IST TOT – ES LEBE EUROPA?! 31. JANUAR 2006 IN HAMBURG

JMT
www.jugendmedientage.de
JUGENDMEDIENTAGE

„Europa ist tot“, titelten viele Zeitungen nachdem Scheitern der europäischen Verfassung in Frankreich und den Niederlanden. Hinzu kommt die angespannte Diskussion über das mögliche EU-Mitglied Türkei und die ungelöste Haushaltsdebatte. Will Europa zuviel, ist die Idee wirklich gescheitert oder sind das alles nur kleine Probleme auf dem Weg zu einem föderalen Europa?

Gemeinsam mit Vertretern des Deutschen Bundestags, der Europäischen Kommission und hochkarätigen Journalisten wollen wir diskutieren, was gerade in Brüssel passiert und überlegen, wo Europa in den nächsten 20 Jahren stehen kann. Dazu seid ihr als junge Medienmacher oder Medieninteressierte ganz herzlich eingeladen – redet mit und bringt eure Fragen und Ideen mit ein. Nach der Diskussion stehen euch die Gäste für ein Interview natürlich zur Verfügung.

Meldet euch bei Interesse einfach unter hamburg@jugendmedientage.de mit eurem Namen und Medium für die Veranstaltung an. Alle Infos zu unseren Gästen erhaltet ihr aktuell unter www.jugendmedientage.de. Diese Veranstaltung ist ein Zukunftsforum in Vorbereitung der Jugendmedientage 2006 im Deutschen Bundestag.

- 31. Januar 2006
- Einlass 19.00 Uhr, Beginn 19.30 Uhr
- Konferenzraum Gruner+Jahr Pressehaus, Am Baumwall 11, 20499 Hamburg

jph | junge
presse
hamburg

G+J | Gruner + Jahr AG & Co KG
Druck- und Verlagshaus
Hamburg

JUGENDPRESSE
BUNDESZENTRALE FÜR
POLITISCHE BILDUNG

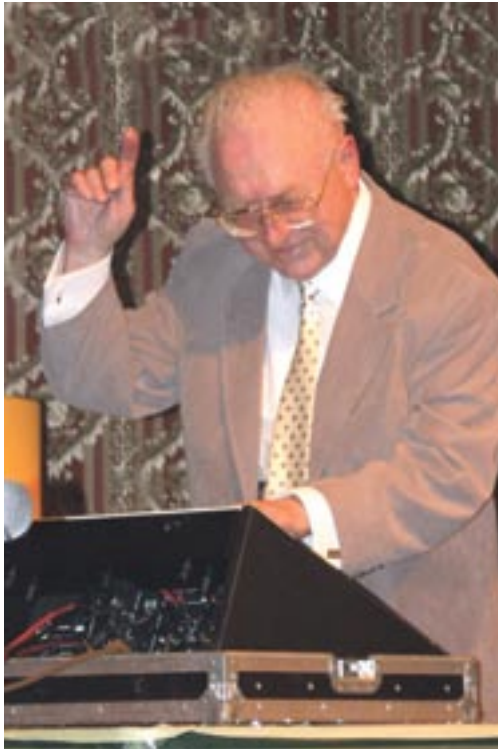
bpb
Bundeszentrale für
politische Bildung

DEUTSCHER BUNDESTAG

Respekt³ – ein kurzer Rückblick



Fotos: Jonas Fischer



Am 19. und 20. November veranstaltete die Arbeitsgemeinschaft freier Jugendverbände (AGfJ) "respekt³", ein Wochenende gegen alltägliche Gleichgültigkeit und Rechtsextremismus. Schon zum fünften Mal gab es für die Teilnehmer die Möglichkeit, kostenlos an den gut besuchten Workshops

rund um das Thema Rassismus und Antisemitismus teilzunehmen. Am Abend heizte Günther Discher, ehemaliger Anhänger der in der NS-Zeit verbotenen Swingjugend und heute ältester DJ Deutschlands, den Gästen kräftig ein. Den Abschluss bildete am Sonntagmittag ein Brunch mit Vortrag.



Frauen und Technik

Oskar Piegsa
Oskar@freihafen.org

Dass das Wortpaar Frauen und Rock nicht nur dann Sinn macht, wenn man letzterem ein „Mini-“ vorschaltet, bewiesen Kathleen Hanna und ihre Bandkolleginnen von „Bikini Kill“ schon Anfang der Neunziger, als sie im Zuge der Riot Grrrl Bewegung mit ihrer Mädchenband den Machopunks Angst machte.

Bikini Kill spielte Punkrock, der zwar Ärsche trat, selbige aber nicht unbedingt massenhaft in Bewegung setzte – wie wenig die Band daran interessiert war in den Mainstream vorzudringen zeigt, dass es auch heute noch keine offiziellen Pressefotos der Band gibt. Um so erfreulicher, dass die ursprüngliche Idee der von Hanna proklamierten „Girl Style Revolution“ nicht nur einer Tanzbarkeitsreform unterzogen wurde und nach dem selbstbetitelten Debüt und dem Zweitling „Feminist Sweepstakes“ mit „This Island“ das dritte Album ihrer neuen Band Le Tigre weitestgehend auf Gitarren verzichtet – das 2004 erschienene „This Island“ ist zudem dank Majorlabel-

deal in jedem Elektrosupermarkt zu haben. Die neue Breitenwirksamkeit scheint dringend nötig, beweisen Le Tigre doch mit ihren anti-sexistischen Texten zu elektronischem Schlagzeug, dass Feminismus nicht in der lila Latzhose stecken geblieben ist, sondern auch beim frenetischen Hüftschwingen eine gute Figur macht. Damit bringen sie vielleicht nicht die Verhältnisse zum Tanzen, aber mindestens uns. Und das ist mehr, als die meisten ihrer männlichen Kollegen von sich behaupten können. Vor ihrem Auftritt auf dem diesjährigen Populario Festival nahmen sich Johanne Fateman, Kathleen Hanna und JD Samson (von links nach rechts) etwas Zeit für FREIHAFEN.

FREIHAFEN: Warum, glaubt ihr, sind es immer noch nur wenige Jungen und Männer, die sich für Feminismus interessieren?

Kathleen Hanna: Naja, warum sollte ich mich mit etwas beschäftigen, dass meine unlegitimierte Vormachtsstellung in Frage stellt?! Dass ist auch so ähnlich, wie wenn man sich als Weißer mit Rassismus beschäftigt: Es kann wirklich bloßstellend und peinlich sein, aber auch beeindruckend und ermutigend – trotzdem wollen sich viele Leute nicht darauf einlassen.

Seht ihr euch da als Musiker mit einer Mission?

Kathleen Hanna: Wir sind in erster Linie eine Band, die Musik produziert. Aber natürlich bekommen wir besondere Aufmerksamkeit, weil wir eine reine Frauenband sind. Das ist auf der einen Seite ermüdend, schließlich wollen wir als Künstler wahrgenommen werden. Auf der anderen Seite ist es großartig, weil wir als feministische Band so wichtige Anliegen thematisieren können.

Glaubt ihr, dass eure Mission jemals beendet sein wird?

Kathleen Hanna: Es wäre toll, wenn auf einmal komplette Gleichberechtigung aller Menschen herrschen würde und die Welt ein total beeindruckender Ort und alles cool wäre... aber ich würde trotzdem nicht aufhören, Musik zu machen.

Johanna Fateman: Wahrscheinlich würden wir sogar sehr viel mehr Musik machen!

Kathleen Hanna: Ja! Weil wir nicht mehr über diese ganze Scheiße nachdenken müssten...



Foto: Lina Brion



Nazirock und taube Ohren

St. Pauli – Viertel derer, die nach Vergnügen lechzen, tanzen und trinken. Bunt glitzernd und gruselig, schmutzlig und rau, und, wie das Ausfransen des Stadtteils in den Hafen zeigt: weltoffen. Offen für alle?

Diese Frage stellte sich am 5. November mit beunruhigend ernster Notwendigkeit. Im ehemaligen C&A-Gebäude am Nobistor, bekannt als Clubherberge des Echochambers, Clicks, KdWs und der Weltbühne, feierten 300 Neonazis fünf Stunden lang, während die Hamburger Polizei die angrenzenden Straßen abspernte und den Besuchern der Clubs den Weg zu diesen versperrte. Der stadtbekannteste Neonazi Thorben Klebe hatte schon im Oktober bei der Versammlungsbehörde ein Konzert für den 5. November angekündigt. Nur den Ort beließ er unbenannt. So ging die Polizei davon aus, das Konzert würde in einem weiter draußen gelegenen Industrieviertel stattfinden, wo es bisher nie Protest gegen die von Klebe veranstalteten Rechtsrockkonzerte gegeben hatte. Doch Thorben Klebe mietete diesmal die leer stehende zweite Etage des

Gebäudes am Nobistor. Da der Vermieterin Klebes Name unbekannt war und er nur von einer privaten Geburtstagsfeier ohne Konzert sprach, überließ sie ihm den Schlüssel, ohne einen schriftlichen Mietvertrag festzuhalten. Dieses Versäumnis sollte sich als Fehler herausstellen.

Als gegen 20 Uhr des 5. November die als rechtsextremistisch bekannten Bands „Word of Anger“, „Noie Werte“ und „Amarco“ mit dem Soundcheck beginnen, hat die Polizei vom Ort des Rechtsrockkonzerts erfahren und rückt zunächst unterbesetzt am Nobistor an. Die Clubbetreiber des Gebäudes, die bis zu diesem Zeitpunkt von niemandem in Kenntnis gesetzt wurden, versuchen die Polizei dazu zu bewegen, das Konzert zu beenden. Drei Stunden redet KdW-Betreiber Wolf von Waldenfels auf

300 Neonazis feierten fünf Stunden lang.

diese ein, ohne dass etwas passiert. Die Veranstaltung sei privat und es bestehe ein Mietrecht, das nicht einfach unterbunden werden könne. Dagegen spricht aber, dass aufgrund der Anmeldung bei der Versammlungsbehörde und der 17 Euro Eintritt, die Klebe nimmt, von einer privaten Party nicht mehr die Rede sein kann. Außerdem hat die Vermieterin mittlerweile Anzeige erstattet wegen Mietvertragsbruch, denn Livemusik sei strikt untersagt gewesen. Leider kann sie keine Unterschrift vorweisen und so wird ihr Belangen, wie auch die Anzeige der Clubbetreiber wegen der enormen Lärmbelästigung, abgewiesen.

Zu Anfang haben sich erst wenige protestierende Antifaschisten vor Ort eingefunden, welche zur Eskalation der Situation beitragen könnten. Die Veranstaltung könnte ohne Probleme frühzeitig beendet werden. Doch die Polizei wartet, bis sich die Zahl der Protestierenden auf etwa 400 erhöht. Steinwürfe, aufgeschlitzte Reifen und brennende Straßenbarrikaden bleiben nicht aus. Die Neonazis im 2. Stock quittieren dies mit stramm ausgestrecktem Arm, „Heil Hitler“- und „Sieg Heil“-Rufen, wie auch

Lina Brion

lina@freihafen.org

mit aus dem Fenster geworfenen Gegenständen. Damit hat die Polizei ihr Motiv, das Konzert bis 1 Uhr weiterlaufen zu lassen. Zu gefährlich sei die Situation, die entstünde, wenn Neonazis und Antifas aufeinander trafen.

Gegen ein Uhr treffen vor dem Haus fünf Busse des HVV ein, um die Konzertgäste geschützt nach Hammerbrook abzutransportieren. Ebenso fahren vier Wasserwerfer auf, die gegen die Protestierenden gerichtet werden. Nach Empörung seitens der Clubbetreiber verteidigt die Polizei die Entscheidung: „Aber die werfen ja mit Flaschen!“ Einer der HVV - Busse muss ausgewechselt werden, weil er den Steinen, Flaschen und Knallkörpern nicht mehr standhalten kann. Indes wird missachtet, wie die sicher zum Bus transportierten Neonazis Ausdrücke volksverhetzenden Inhalts skandieren und Symbole des verbotenen Neonazi-Netzwerkes „Blood & Honour“ auf T-Shirts gedruckt oder den kahlen Hinterkopf tätowiert tragen. Alvaro Pina, Veranstalter der Weltbühne, macht einen Polizisten auf den Schriftzug aufmerksam. Ein Neonazi auf der anderen Seite des menschlichen Schutzwalls bellt daraufhin: „Ich bring dich um, du Judensau!“. Der Polizist zwischen ihnen rührt sich kein Stück. Unter dem dicken Helm höre er so schlecht, sagt er. Einige Polizisten hätten sicherlich etwas gegen das Konzert verrichtet. Doch zu einem Eigenentschluss hatten sie keine Befugnis und mussten auf Anweisungen hören. Und genau darin bestand in den ersten Stunden das Problem: Klare Anweisungen fehlten. Die zuständigen Entscheidungsträger der Polizei entzogen sich ihrer Aufgabe. Vermutlich aus Unsicherheit wurde nur beobachtet und gleichzeitig weggeschaut, um eine vermeintlich harmonische Lösung vorzutauschen. Nach dem 5. November erklärte die Polizei offiziell,

sie habe „keine Parolen strafbaren Inhalts feststellen können.“

In Deutschland sind zur Zeit 120 Rechtsrockbands festzustellen, auf etwa 100.000 wird die Zahl der kursierenden Tonträger geschätzt, die meist indiziert sind und trotzdem ihre Hörer finden. Rechtsrock bildet heute den elementaren „ideologischen Transmitter des Neonazismus in Deutschland“, betont der Sozialwissenschaftler und Rechtstextmusexperte Andreas Speit. Die Liedtexte beinhalten Vernichtungsphantasien, Gewaltverherrlichung, rassistische und volksverhetzende Parolen.

Die Konzerte werden in den meisten Fällen von Mitgliedern des „Blood&Honour“-Netzwerkes veranstaltet, welches der Vernetzung von Rechtsrockbands und der Verbreitung der nationalsozialistischen Ideologie dient. Das Netzwerk wurde zwar vor fünf Jahren vom Bundesinnenministerium für illegal erklärt, ist aber immer aktiv geblieben, zeitweilig nun unter dem Namen „Division 28“. Die Behörden allerdings verdrängen die vielen Hinweise auf die weitere Funktionalität der Strukturen und berichten, keine Nachfolgetätigkeit feststellen zu können. Dabei hat sich die Zahl von Rechtsrockkonzerten seit dem Verbot stark vergrößert, während Eingriffe der Polizei gegen diese Veranstaltungen immer seltener werden. Nicht nur kulturell haben neonazistische Strukturen vermehrt Möglichkeiten, sich zu entfalten und Anklang zu finden. Die NPD konnte ihr Wahlergebnis in der letzten Bundestagswahl auf 1,6 Prozent vervierfachen.

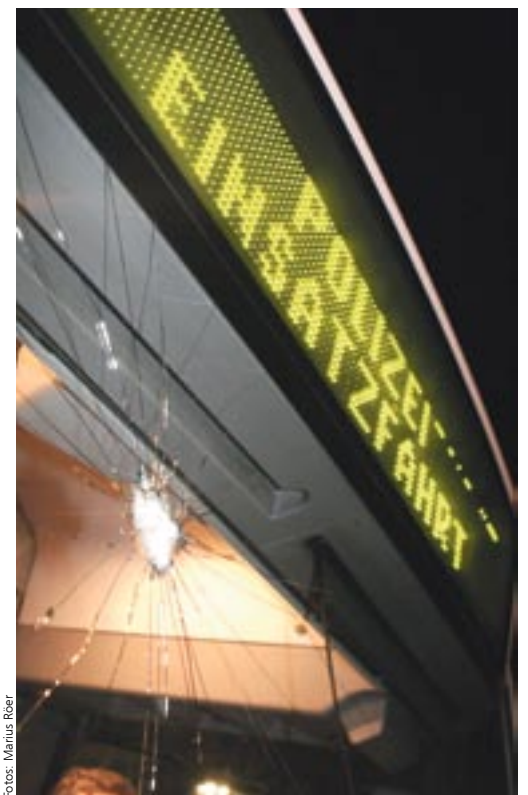
Auch im vermeintlich so weltoffenen Stadtteil St.Pauli besteht durchaus eine rechte Wählerschaft,

auch wenn das Multikulti-Bild und alternative Unabhängigkeit im Klima und Image des Viertels noch deutlich vorherrscht. „Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass jedes Wochenende auch Neonazitrupps über den Kiez laufen“, warnt Andreas Speit. „Die werden nicht in allen Läden abgewiesen,

da besteht ein gewisses ‚laissez-faire‘-Motto. Und das hat in letzter Zeit noch zugenommen, auch wenn man das

nicht wahrhaben möchte.“ Schwierig sei es aber, in St. Paulis Kneipenszene explizite „Nazikneipen“ auszumachen, da keinen Betreibern Aktivität in Neonazistrukturen nachzuweisen ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Geschäft „Elite-Style“ in der Talstraße. Die dort angebotenen Marken wie „Thor Steinar“, „Sport Frei“ und „Pro Violence“, werden nachweislich von Neonazis vertrieben und von Neonazis gekauft. Nur die Ladenbesitzer selbst sind bisher nie aktiv in einem neonazistischen Kontext aufgefallen. In Deutschland gibt es kein Verbot von Neonazis im Allgemeinen. Das ließe sich mit unseren demokratischen Grundsätzen zur Meinungs- und Bekenntnisfreiheit nicht vereinbaren. Das Grundgesetz beginnt aber mit diesem Satz: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Vielleicht, nein, unbedingt sollten sich die Hamburger Polizei und jeder Einzelne, der sich gegen willkürliche Gewalt, Menschenverachtung und Rassismus ausspricht, diesen Satz verinnerlichen. Für seine Überzeugung gerade stehen, sie verteidigen und die Menschenrechte jedes einzelnen helfen zu wahren. Und denjenigen, die diese Rechte mit Füßen treten, keine einzige Chance geben. Niemals, nie mehr.

Die Liedtexte beinhalten gewaltverherrlichende, rassistische und volksverhetzende Parolen.



Fotos: Marius Rieß

VATTENFALL EUROPE

AUS HEW WIRD VATTENFALL. UND ROCK 'N' ROLL BLEIBT ROCK 'N' ROLL.

Gebündelte Energiekompetenz für Hamburg.

Seit über 110 Jahren sorgt HEW für Strom und Wärme in Hamburg - eng verbunden mit den Menschen vor Ort und allem, was sie elektrisiert. Auch mit unserem neuen Namen Vattenfall werden wir uns intensiv für die Lebensqualität in der Stadt engagieren. Ab 1. Januar wird sichtbar: Wir sind Vattenfall und bündeln unsere Kräfte. Für unsere Kunden, unsere Stadt und jede Menge Spaß. www.vattenfall.de



HEW

A Vattenfall company

VATTENFALL 